

Historisches Wissen und lebensgeschichtliche Verarbeitung. Vergleiche mit nationalsozialistischer Verfolgung als Bausteine lebensgeschichtlicher Verarbeitung

Einleitung

Bei der Erforschung der sowjetischen Speziallager in Deutschland (1945–1950) haben Erinnerungen von Zeitzeugen große Bedeutung, da der wissenschaftlichen Forschung und Beschäftigung noch bis vor wenigen Jahren kaum archivalische Quellen zu diesem Thema zur Verfügung standen. Materialien von deutschen Institutionen existieren aufgrund der besatzungsrechtlichen Zuordnung dieser Lager zum Befehls- und Verfügungsbereich der sowjetischen Besatzungsmacht nur spärlich.¹ Die russischen bzw. sowjetischen Quellen hingegen waren bis Anfang der neunziger Jahre völlig unzugänglich. Es war nicht einmal bekannt, daß in russischen Archiven zahlreiche Dokumente bis hin zu persönlichen Gegenständen der Verhafteten lagerten.²

Hinzu kommt, daß die sowjetischen Lager und die in ihnen gefangenen Menschen bis 1990 von der historischen Forschung kaum wahrgenommen wurden. Für die Häftlinge, die nach ihrer Haft in der Bundesrepublik lebten, gab es zumindest in den fünfziger Jahren ein breiteres öffentliches Interesse, das nach der Hochzeit des Kalten Krieges in den sechziger Jahren jedoch zurückging. In der DDR hingegen, auf deren Territorium sich diese Lager befunden hatten, verbot die dort postulierte „Freundschaft zur Sowjetunion“, die die sowjetische Besetzung Deutschlands ausschließlich als Freundschafts- und Befreiungstat feierte, die Beschäftigung mit diesem Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte. Hier hatte sich zudem in das öffentliche Bewußtsein eingepreßt, daß in den Lagern „Nazi-Aktivist, BDM- und Frauenschaftsführerinnen sowie Angestellte von Nazi-Dienststellen“ interniert

¹ Eine Ausnahme bilden die sog. „Verbleibsnachfragen“, mit denen die Angehörigen das Schicksal ihrer verhafteten Familienmitglieder zu klären versuchten.

² Es muß hier darauf hingewiesen werden, daß auch die bisher bekannten Quellen bis heute nicht vollständig zugänglich sind.

gewesen seien.³ So gab es für die Überlebenden der sowjetischen Speziallager vor allem in der DDR keine Möglichkeiten, sich über ihre Lagererlebnisse öffentlich zu artikulieren:

„Nun das hat ja das Leben in der DDR – Gottseidank oder leider – mit sich gebracht durch das ständige jahrzehntelange Schweigen, daß jahrzehntelang verdrängt wurde. Ich habe also ganz viele Jahre nicht mehr an das Lager gedacht. (...) Ich habe also sehr wenig reproduziert von dem Erleben. In Fragebögen habe ich immer geschrieben 1945–1948 Gefangenschaft. Da ist es heute für mich eigentlich ein bißchen schlimm, daß ich einfach ganz viel vergessen habe an Fakten; ich stelle fest, also wenn ich Vereinsmitglieder aus dem Westen treffe, die konnten das aufarbeiten, die konnten darüber reden. Ich habe also keinerlei Kontakte gehabt bis 1989.“⁴

Vor diesem Hintergrund war es folgerichtig, daß auch der Verarbeitung der Lagererfahrungen und der mit ihnen verbundenen schrecklichen Erlebnisse kaum Beachtung geschenkt wurde.

Da es in den Jahrzehnten nach der Auflösung der Lager kaum Bemühungen um eine – wissenschaftliche und öffentliche – Beschäftigung mit den Lagern und ihren Insassen gab, und diese – wenn es sie denn gab – von politischen Interessen überlagert wurden, bildeten sich Einschätzungen heraus, die durch die seit einigen Jahren einsetzende historische Forschung oftmals nicht bestätigt werden konnten.⁵ Diese bewegen sich im wesentlichen zwischen zwei Polen: Auf der einen Seite stand die Auffassung, in den Lagern wären ausschließlich unschuldige, willkürlich verhaftete Menschen gefangen gewesen, die zudem zu einem großen Teil Jugendliche gewesen seien.⁶ Die andere Position wollte die Häftlinge als Nazi-Täter sehen,

³ Neue Berliner Illustrierte 1950/6, S. 6–7.

⁴ Interview Reiner Wohlfahrt 10.02.1997.

⁵ Hierzu gehören die Diskussionen über den Altersdurchschnitt der Inhaftierten ebenso wie die Meinungen über das Ausmaß an Verstrickung in das NS-System. Vgl. hierzu die Einleitung von S. Mironenko/L. Niethammer/A. von Plato: Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950. Akademie Verlag Berlin 1998, S. 11–19.

⁶ Diese Auffassung wird durch die seit 1989/90 entstandenen Berichte gestützt, die vor allem aus dem spezifischen Kreis derjenigen stammen, die als Jugendliche in die Lager kamen und nun in vorgerücktem Alter oftmals zum ersten Mal von ihren Lagererfahrungen berichten können. Auswertungen der sowjetischen Registraturunterlagen in Buchenwald und Sachsenhausen ergeben hingegen einen Anteil von etwa sechs Prozent an Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren. Vgl. A. von Plato: Zur Geschichte des sowjetischen Speziallagersystems in Deutschland. Einführung, S. 57. Bodo Ritscher:

die in die Verbrechen des Nationalsozialismus direkt involviert waren. Eine historisch exakte Beschäftigung mit den Lagern war unter anderem wegen des Fehlens jeglicher Dokumente, die Auskunft über die verhafteten Personen, ihre Herkunft, Parteizugehörigkeit, sowie die ihnen zur Last gelegte Taten gegeben hätten, nicht möglich.

Die Jahre 1989/90 stellten eine Zäsur dar: Nach dem Niedergang der DDR meldeten sich zahlreiche ehemalige Häftlinge, die an die Stätten ihrer Haft zurückkehrten, um eine späte Rehabilitierung einzufordern und auf ihr Schicksal aufmerksam zu machen. In der Öffentlichkeit wurde dieses dunkle Kapitel der jüngeren Vergangenheit vor allem dann bekannt, als an den Stätten, die jahrzehntelang nur als Orte der unmenschlichen Qualen und politischen und rassistischen Verfolgung während der Zeit des Nationalsozialismus galten, Massengräber mit Tausenden von Toten aus der Zeit der sowjetischen Besatzungsmacht entdeckt wurden. Zusammen mit dieser – zumindest für das Gebiet der ehemaligen DDR erstmals erfolgten – öffentlichen Beschäftigung mit den sowjetischen Lagern rückten auch die Lebensgeschichten und Schicksale der ehemaligen Häftlinge ins öffentliche Interesse.⁷

Da zu Beginn der neunziger Jahre weitgehend unbekannt war, daß in russischen Archiven Dokumente zu den in sowjetischen Lagern gefangenen Häftlingen existierten, wurden die Erinnerungen ehemaliger Häftlinge für Historiker und die interessierte Öffentlichkeit, für die Überlebenden selbst und für die Angehörigen der während der Haft Verstorbenen zur einzig verfügbaren Quelle. Ihre Aussagen erhielten oftmals den Status von objektiven Zeitzeugnissen. Diese Quellen wiesen jedoch Besonderheiten auf: Die Berichte veränderten sich im Laufe der Zeit; Erinnerungen wurden ergänzt, präzisiert, manchmal umgedeutet oder auch von Widersprüchen befreit.⁸ An die Entdeckung der Massengräber und die einsetzende öffentliche Beschäftigung mit diesem Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte schloß sich eine erbitterte Kontroverse zwischen den verschiedenen Opferverbänden der Häftlinge deutscher Konzentrationslager vor 1945 und den Opferverbänden der

Speziallager Nr. 2 Buchenwald, S. 297. In: Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950. Hrsg. von S. Mironenko, Lutz Niethammer, A. von Plato. Akademie Verlag Berlin 1997.

⁷ Diejenigen, die an den Gedenkstätten und in Zeitzeugenprojekten, bereit sind, ihre Erinnerungen darzulegen, bilden eine spezifische Auswahl unter den Überlebenden der Lager. Es fehlen hier in der Regel die Personen, die entweder an die Stätten ihrer Leiden nicht mehr zurückkehren wollen oder über dieses Kapitel ihres Lebens nicht sprechen mögen.

⁸ Vgl. hierzu das Phänomen der aus der Kriminalistik bekannten „logischen Phantasie“.

Häftlinge sowjetischer Speziallager nach 1945 an, in die auch Gedenkstätten und Historiker einbezogen waren. Ausgangspunkt dieser Auseinandersetzungen war die Erwartung vieler Speziallagerhäftlinge, daß nunmehr auch ihre Haft- und Leidenszeit Eingang in die Gestaltung der Gedenkstätten finden würde. Ein Großteil der Häftlinge, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft dort gefangen waren, setzte sich dagegen vehement zur Wehr. Sie sahen in der Einbeziehung der Häftlinge der Speziallager in die Gedenkstattengestaltung einen Affront, die Entwertung ihres Leidens und eine späte Ehrung für die „Täter“.

„Für manche Überlebenden der NS-Konzentrationslager sind die Überlebenden der Speziallager die Täter“, erzählt der Gedenkstättenleiter: „Die Verbände der Opfer vor 1945 wollten nicht, dass an dem Ort, der von ihrem Blut getränkt war, an die Täter gedacht wird.“⁹

Häftlinge der Lager nach 1945 fanden sich in der Gedenkstattengestaltung kaum mit ihrem Einzel- und kollektiven Schicksal vertreten. Sie fühlten sich zurückgesetzt, nicht ernst genommen. Das Wort von den „Opfern zweiter Klasse“ machte die Runde. Eine Überlebende der sowjetischen Speziallager, die als 15-jährige verhaftet wurde und 1997 interviewt wurde, beschrieb ihre Erfahrungen wie folgt:

„Solange wird kein Schwerverbrecher bestraft, wie ich es empfinde, daß ich bestraft worden bin und noch werde. Ja, drei Jahre meines Lebens, die mir nicht angerechnet wurden und werden.“¹⁰

Während es für die Häftlinge der nationalsozialistischen Konzentrationslager in der Regel eine grundsätzlich positive Konnotation gibt, kämpfen die Häftlinge der sowjetischen Speziallager gegen eine weitgehend negative Konnotation ihrer Häftlingsgruppe an. Dies wird durch die weitgehende Unkenntnis der Verhaftungspraxis sowjetischer Stellen und das Wirken der sowjetischen Militärgerichtsbarkeit in Deutschland nach 1945 unterstützt. Die Aufteilung der Häftlinge in solche, die ohne Verurteilung durch ein sowjetisches Militärtribunal (SMT) als „Internierte“ in die Lager kamen, und solche die durch ein SMT verurteilt wur-

⁹ „Rotes Sachsenhausen“, in: Märkische Allgemeine vom 06.09.1999, S. 9.

¹⁰ Interview Lisa Vogel Februar 1997. Ihre durch die Haft unterbrochene Ausbildung durfte sie nach der Entlassung in der DDR nicht fortsetzen. Eine weitergehende Ausbildung wurde ihr verweigert. Nach 1989 machte sie die Erfahrung, daß ihre im Lager erworbene und nach der Haftentlassung attestierte Tbc mit ihren Folgeschäden nicht anerkannt wurde.

den, erschwert die öffentliche Wahrnehmung weiter.¹¹ Dabei werden die Schwierigkeiten beider Seiten – die der Historiker und Gedenkstätten als auch der Zeitzeugen – Haft- und Lagerbedingungen nach 1945 adäquat darzustellen, durch zwei Dinge verstärkt. Zum einen gibt es aus der Zeit der sowjetischen Lager keine Foto- bzw. Filmdokumentationen, die über das Aussehen der Lager Auskunft geben könnten. Damit einher geht zum anderen, daß die Nachkriegs-Häftlinge in Gesprächen vergleichend auf die relativ gut dokumentierten Lagerbedingungen der nationalsozialistischen Konzentrationslager¹² hinweisen. Diese direkt auf die nationalsozialistischen Konzentrationslager bezogenen Vergleiche stoßen meist auf scharfen Widerspruch durch ehemalige KZ-Häftlinge, die einen derartigen Vergleich als Anmaßung und Relativierungsversuche der „Täter“ interpretieren.

Gedenkstätten und Oral History

Lebensgeschichtliche Interviews gehören mittlerweile zum Standardrepertoire wissenschaftlicher und individueller Aufarbeitung von „Lager- und Lebensgeschichte(n)“ an Gedenkstätten. Dabei werden an die mit ehemaligen Häftlingen geführten Interviews mindestens zweierlei Erwartungen gestellt. Zum einen haben die an vormaligen Haftorten befindlichen Gedenkstätten und Museen über das

¹¹ Die repräsentativ in Buchenwald durchgeführten Untersuchungen der Zusammensetzung der Häftlingengesellschaft ergaben, daß zumindest bei den Häftlingen ohne Verurteilung durch ein SMT kaum Biographien gefunden wurden, die keinen Bezug zum nationalsozialistischen System in Form von Zugehörigkeit zu nationalsozialistischen Organisationen, zur NSDAP oder zu bestimmten Dienststellen aufwiesen. Dies ist angesichts des hohen Grades der organisatorischen Durchdringung der nationalsozialistischen Gesellschaft nicht überraschend. Allerdings handelte es sich in der Mehrzahl um Personen, die niedrige Positionen in NS-Organisationen bekleideten. Prominente Nationalsozialisten, ranghohe Beamte des nationalsozialistischen Staates oder Aktivisten der NS-Bewegung gehörten nur in wenigen Ausnahmefällen zu den Häftlingen der Speziallager. Zur Zusammensetzung der Häftlingengesellschaft in den Speziallagern siehe Mironenko/Niethammer/Plato, 1998, S. 457-510 sowie Annette Kaminsky: Der Einfluss der Haftgründe auf die Entlassung aus sowjetischen Speziallagern. Die Entlassung weiblicher Häftlinge aus dem Speziallager Sachsenhausen 1948 und 1950. Unv. Manuskript. Archiv Gedenkstätte Sachsenhausen.

¹² Hier ist insbesondere zu beachten, daß die für die nationalsozialistischen Konzentrationslager vorliegenden Film- und Fotodokumentationen die „Tätersicht“ spiegeln, weil sie von Angehörigen der SS oder KZ-Wachmannschaften aufgenommen wurden. Die mit Kriegsende von den alliierten Armeen bei der Befreiung aufgenommenen Film- und Fotoaufnahmen zeigen hingegen eine völlig andere Sicht auf die Lager.

Interesse am individuellen Schicksal hinaus konkrete Informationsbedürfnisse. Dabei geht es um die Organisation des Lagerlebens, den Alltag im Lager, die sozialen Beziehungen zwischen den Häftlingen und zum Wachpersonal. Hier interessieren Fakten, die für die historische Forschung über die Lager von Interesse sind. Zum anderen wird vom lebensgeschichtlichen Interview eine Darstellung des persönlichen Schicksals, eine biographische Einordnung und die Verarbeitung der Erlebnisse des Lageraufenthalts im Gesamtlebenszusammenhang erwartet. Es interessiert das subjektive Erleben und Verarbeiten durch den Einzelnen, das wiederum als erfahrbar gemachtes Schicksal in Ausstellungen und anderen Präsentationen in den Gedenkstätten dargestellt werden kann. Für die Betroffenen bietet die Zeitzeugenarbeit an den Gedenkstätten wiederum eine Möglichkeit, das Verschwinden des persönlichen Schicksals in der institutionalisierten Erinnerung zumindest teilweise aufheben zu können. Zeitzeugen sind dabei keineswegs nur befragte Objekte. Sie nutzen vielmehr die Möglichkeit, über das Interview Gruppeninteressen zu vertreten und darüber eine Form der Öffentlichkeit zu finden. In den an der Gedenkstätte Sachsenhausen geführten Interviews und Gesprächen wurde deutlich, daß die im gesellschaftlichen Diskurs gemachten Erfahrungen die Darstellung des eigenen Schicksals und der zugehörigen Häftlingsgruppe beeinflussen. Die Interviewpartner stellen in den lebensgeschichtlichen Interviews und Befragungen in der Regel nicht nur ihr individuelles Schicksal dar, sondern präsentieren darüber hinaus ihre Meinung zu aktuellen Aufarbeitungsdebatten. Dem Historiker bietet es die Möglichkeit, die Frage nach Schuld und Verstrickung, die gerade im Falle der sowjetischen Lager lange Zeit die Wahrnehmung der individuellen Tragödien überlagert hat, durch die Darstellung der Einzelfälle aus neuer Perspektive zu stellen.

Im folgenden soll anhand der an der Gedenkstätte Sachsenhausen seit 1990 gesammelten Zeitzeugenberichte und -interviews untersucht werden, wie historisches Wissen in die Erinnerung an die Gefangenschaft einfließt und lebensgeschichtlich verarbeitet wird. Für die Untersuchung nutzte ich auch eine Vielzahl von Gesprächen mit Zeitzeugen bzw. ihre Äußerungen auf öffentlichen Podien ein, die ich während meiner Tätigkeit an der Gedenkstätte Sachsenhausen führen konnte. Die hier beschriebenen Tendenzen bedürfen dennoch weiterer Untersuchungen anhand lebensgeschichtlicher Erzählungen. Kern der Untersuchung ist eine Folge von verschiedenen Interviews, die zwischen 1990 und 1997 mit Personen geführt wurden, die zwischen 1945 und 1950 in Sachsenhausen gefangen waren.¹³ Ich stütze

¹³ Die Interviews wurden anonymisiert und im Sinne der Untersuchung weitgehend von der befragten Person entfernt. Es ist ein glücklicher Umstand, daß eine in der Oral History einzigartige Sammlung von Zeitzeugen- und Erinnerungsberichten verschiede-

mich für meine Darlegungen vor allem auf eine Folge von sieben Interviews, die mit ein und demselben Zeitzeugen über diesen Zeitraum hinweg geführt worden sind. Während von den ersten Interviews, die vornehmlich aus den Jahren 1990–1991 stammen, oft nur Gesprächsprotokolle angefertigt wurden, die die Befragten durch ihre Unterschrift autorisierten, liegen für die späteren Jahre Ton- und in einzelnen Fällen auch Videoaufzeichnungen vor.¹⁴ Darüber hinaus gibt es von zahlreichen weiteren Personen der Gedenkstätte zur Verfügung gestellte Erinnerungen, Briefe mit präzisierenden Informationen sowie auf Zeitzeugenveranstaltungen der Gedenkstätte erzählte Details, die in die Auswertung einfließen.

Die in den Interviews aufgegriffenen Themen blieben im wesentlichen über den gesamten Untersuchungs- und Interviewzeitraum bei allen Befragten konstant. Es änderten sich jedoch Gewichtung und Umfang, die sie in den Interviews einnahmen. Der unmittelbaren Vorgeschichte der Verhaftung und der Schilderung der mutmaßlichen Umstände der Verhaftung, die bis heute aufgrund der fehlenden Personalakten nicht geklärt werden können, wird breiter Raum gewidmet. In den meisten Fällen wird die Verhaftung einer Denunziation durch Nachbarn, Mitschüler oder ehemalige aktive Nationalsozialisten, die sich auf diese Weise bei den neuen Machthabern andienten, sowie durch Kommunisten zurückgeführt, die sich auf diesem Wege für ihre Verfolgung rächen wollten.¹⁵ Verhaftung, Verhöre und erste Lagererfahrungen werden in den Interviews unterschiedlich ausführlich dargestellt. Die Zeit im Lager Sachsenhausen selbst nahm im allgemeinen wieder breiten Raum ein, denn hier wurde die längste Zeit der Haft verbracht.¹⁶ Die Nachgeschichte und die psychischen wie physischen Haftfolgen hingegen werden

ner Personen über mehrere Jahre hinweg in Sachsenhausen archiviert werden konnten. In der Regel liegt von den Interviewten lediglich ein Interview mit den entsprechenden Nachfrageteilen vor. Die archivierten Interviews wurden in der Regel von verschiedenen Interviewern geführt. Für diese Untersuchung wurden die Angaben aus 50 Interviews und Berichten zu Grunde gelegt.

¹⁴ Interessant ist hier auch die in Gruppeninterviews zu verzeichnende Gesprächs- und Erinnerungsdynamik.

¹⁵ Den ehemaligen Häftlingen ist es in der Regel unbekannt, wie sich die sowjetischen Organe bzw. ihre deutschen Helfer auf die Verhaftungen vorbereiteten. Daher erscheint die Verhaftung (sei es auf der Straße, am Arbeitsplatz oder in der Wohnung) durchweg unmotiviert und willkürlich, was von Zeitzeugen häufig betont wird.

¹⁶ Dabei fand ein Prozeß der 'erzählerischen Verdichtung' statt. Erlebnisse, die in Interviews vom Beginn der neunziger Jahre noch in bezug auf die vor Sachsenhausen liegenden Haftorte erinnert wurden, erschienen zunehmend nach Sachsenhausen verlagert. Der Ablauf der Geschehnisse änderte sich kaum, der lokale Bezug wurde jedoch zunehmend nach Sachsenhausen verlagert.

in den Anfangsinterviews kaum angesprochen. Sie gewinnen erst in den Folgeinterviews zunehmend an Darstellungsraum.

In die Darstellung der Lebens- und vor allem der Lagergeschichte fließen oftmals auch Wissen und Reflexionen ein, die auf der oft jahrelangen Beschäftigung mit Forschungsergebnissen zu Nationalsozialismus und Stalinismus beruhen.¹⁷ Diese Reflexionen erscheinen in den Interviews einerseits in die eigene Geschichte integriert, bspw. als technisches Wissen über die Organisation der Konzentrationslager oder über die Vernichtungsmethoden der Nationalsozialisten. Andererseits wird es in Form von Autoritätsbeweisen angeführt, indem aus historischen Forschungsarbeiten zitiert wurde, um eigene Auffassungen zu untermauern. Bei der Auswertung der Berichte und Interviews zeigte sich, daß der Rückgriff auf historisches Wissen vor allem dann verstärkt auftrat, als die Ergebnisse der aktuellen historischen Forschung in Gegensatz zur subjektiven Bewertung der Lager traten.

Nach eigenem Bekunden griffen viele Häftlinge der Speziallager mangels einer ihre Lagerzeit behandelnden Literatur auf Werke zurück, die Lagererfahrungen aus den nationalsozialistischen Konzentrationslagern behandelten, um so zu einer Einordnung und Verarbeitung eigener Erlebnisse zu kommen. In den Interviews wurde deutlich, daß sie eine Vielzahl von wissenschaftlichen und historischen Veröffentlichungen gelesen haben, die aktuellen Debatten und Diskussionen verfolgen, Erinnerungen und Lebensberichte von KZ-Überlebenden lesen, Einzelheiten und Unterschiede innerhalb des KZ-Systems wahrnehmen, um dann ihre eigenen Erfahrungen damit zu konfrontieren.¹⁸ Einige berichten in den Interviews von ihren Besuchen in KZ-Gedenkstätten, wo sie sich mit ihrer Geschichte auch vertreten fühlen, da sie sich über ihr Leiden mit dem der Häftlinge vor 1945 verbunden fühlen. Distanzierter äußerten sich die Befragten zu ostdeutschen Gedenkstätten, die in den Interviews seltener für Identifikationen mit der dargestellten Geschichte angeführt wurden.¹⁹

Die von zahlreichen Interviewpartnern in Interviews und Gesprächen an Gedenkstätten mit doppelter Vergangenheit erlebte und bezeichnete „Hierarchisierung des

¹⁷ Vgl. hierzu den Aufsatz von Ulrike Jureit „Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen.“ In: Werkstatt Geschichte 1997, S. 91-101.

¹⁸ Vgl. die Interviews mit Anne Greiner, Rosa Graf, Rudi Wiesel u.a.

¹⁹ Diese Zurückhaltung bei der positiven Rezeption heutiger Gedenkstätten im Osten Deutschlands ist ein Indiz dafür, daß der aktuelle 'Gedenkstättenkompromiß und -konsens' von Häftlingen, die nach 1945 in den Lagern gefangen waren, nicht als ausreichend für die Darstellung ihres Schicksals in den Gedenkstätten empfunden wird.

Gedenkens“, scheint den Rückgriff auf Vergleiche zu unterstützen. So wird die besser dokumentierte und öffentlich anerkannte Erfahrung mit Terror und Leid in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern gleichsam zur Folie, auf der die Leidenserfahrung der Häftlinge in den sowjetischen Speziallagern erfahrbar gemacht werden kann.

In den Interviews kommt deutlich zum Ausdruck, daß viele Interviewpartner ihre Erfahrungen – direkt oder indirekt – als entwertet erleben. Mit dem Hinweis auf Sühne- und Strafmaßnahmen der alliierten Besatzer in Deutschland wurde ihr erlebtes Leid als ‚legitime‘ Sühne bzw. Vergeltung abgetan.

In zahlreichen Interviews berichteten Speziallagerhäftlinge, daß ihr Versuch, über Vergleiche mit KZ-Literatur das Verständnis für das Ausmaß ihres Leidens zu erreichen, als Verharmlosung der anderen Erfahrung ausgelegt wurde. Um solchen Unterstellungen von vornherein den Wind aus den Segeln zu nehmen, wird in den Berichten immer wieder betont, daß man keineswegs das unter den Nationalsozialisten geschehene Unrecht relativieren wolle.

Im wesentlichen beziehen sich die Vergleiche sowohl auf den grundsätzlichen Charakter der Lager als Vernichtungs- und Todeslager sowie auf einzelne Bereiche des Lageralltags und der Hafterfahrungen. Die Vergleiche bewegen sich dabei im wesentlichen zwischen zwei Polarisierungen: Eine Reihe von Interviewpartnern versuchen, ihre eigene Leidenserfahrung vor dem Wissen um die historische Schuld Deutschlands am Krieg und der in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern begangenen Verbrechen zu relativieren. Sie erklären, daß sich kein Deutscher angesichts der unter deutscher Besatzung in Polen und Rußland begangenen Verbrechen beklagen dürfe.²⁰ Vertreter der anderen Gruppe bemühen sich, ihre Erfahrungen ebenso anerkannt zu sehen wie die Leiden von Opfergruppen der Zeit nationalsozialistischer Verfolgung. Dieser Vergleich endet oft mit der Aussage, daß die russischen Lager letztlich schlimmer waren, „denn schließlich hat ja Stalin weitaus mehr Leute umgebracht als Adolf.“²¹ In diesen Nachweis wird das gesamte stalinistische System des Gulag mit seinen geschätzten 22 Millionen Toten einbezogen und den sechs Millionen Toten der nationalsozialistischen Konzentrationslager gegenübergestellt.²² In den neunziger Jahren wurden anhand neuer Quellenfunde die Todeszahlen nationalsozialistischer

²⁰ Interview Reiner Wohlfahrt vom 10.02.1997

²¹ Interview Rosa Graf vom 05.12.1997

²² Seit das „Schwarzbuch des Kommunismus“ von Stéphane Courtois, Paris 1997, auch in Deutschland erschienen ist, werden die Belege überwiegend aus diesem Buch bezogen.

Konzentrationslager neu berechnet.²³ In zahlreichen Berichten von Speziallagerhäftlingen wird Bezug auf diese Zahlen genommen. An ihnen werden die Zustände im Konzentrationslager und im Speziallager Sachsenhausen gemessen und die Zahl der Toten jeweils gegengerechnet. Die Schlußfolgerung in den Interviews lautet oftmals, daß sowohl die nationalsozialistischen Konzentrationslager als auch die sowjetischen Speziallager in ihrem Kern Vernichtungs- bzw. Todeslager waren. Speziallagerhäftlinge empfinden ihre Haft- und Lagerzeit als existentiell ebenso bedrohlich wie Häftlinge, die in den nationalsozialistischen Konzentrationslager vor 1945 gefangen waren. Beim Anblick von Leichenbergen aus nationalsozialistischen KZs oder Photos von befreiten bis aufs Skelett abgemagerten Häftlingen erscheint in den Gesprächen häufig der Satz:

„Diese Fotos hätten auch bei uns aufgenommen worden sein können. Aber die Russen haben ja verhindert, daß ihre Verbrechen dokumentiert werden.“²⁴

Eine wichtige Rolle spielt bei diesen Vergleichen der Hinweis auf die unterschiedlichen Methoden der massenhaften Vernichtung von Menschenleben. Während in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern die Menschen gewaltsam durch Erschießungen, Vergasung oder Vernichtung durch Arbeit zu Tode kamen, hätten sich die ‚Russen‘ anderer Methoden bedient. Sie senkten die Rationen soweit ab, daß ein Überleben nicht mehr möglich war und zum massenhaften Sterben in den Speziallagern führte.²⁵ So wird in einigen Interviews und Berichten²⁶ ein russischer Offizier zitiert, der im Winter 1946 geäußert haben soll, daß Hitler noch Gas und Patronen brauchte, um seine Feinde zu töten. Die Russen würden das ohne größeren Aufwand erledigen, indem sie die Rationen senkten. In den Interviews werden

²³ Siehe hier zum Beispiel Wolfgang Sofsky: Die Ordnung des Terrors: das Konzentrationslager. Frankfurt/Main 1993, der für Sachsenhausen 36.000 Tote angibt (S. 49). In jüngster Zeit werden unter Bezug auf das „Schwarzbuch des Kommunismus“ die dem Kommunismus als System angerechneten 100 Millionen Todesopfer die 20 Millionen Toten des Nazi-Regimes gegenübergestellt werden.

²⁴ Interview Rosa Graf Februar 1997.

²⁵ Über das Absenken der Rationen zwischen November 1946 und März 1947 – der Periode, mit den höchsten Sterberaten – ist inzwischen ein erbitterter Streit entbrannt. Während Historiker geltend machen, daß diese Absenkung der Rationen mit der generell schlechten Ernährungssituation in der SBZ nach einer Missernte einher ging, bezeichnen ehemalige Häftlinge dies als Vorsatz, um ein Massensterben in den Lagern hervorzurufen.

²⁶ Bericht Anne Greiner vom 15.08.1997, Rosa Graf Februar 1997 u.a.

darüber hinaus weitere Beispiele angeführt, die eine vorsätzliche Tötung der Häftlinge durch die sowjetischen Besatzer belegen sollen. So wird die zu einem beträchtlichen Teil auf Sauerkraut basierende Nahrung in diesem Zusammenhang erwähnt. Die ‚Russen‘ hätten an die geschwächten Häftlinge bewußt Sauerkrautsuppe verteilt, um auf diese Weise Durchfälle sowie Darmerkrankungen und schließlich den massenhaften Tod der Häftlinge zu bewirken.²⁷ Den Gulag erfahrenen Lageroffizieren hätte die verheerende Wirkung von Sauerkraut auf den Organismus der ausgehungerten und geschwächten Häftlinge bekannt sein müssen. Daß sie sich dennoch in der angeführten Weise verhielten, stützt für zahlreiche Zeitzeugen die vorsätzliche Tötungsabsicht. Zumindest muß festgestellt werden, daß – unabhängig von einer dokumentierten Tötungsabsicht – die Zustände in den Speziallagern zum Tode von über 35 Prozent der Inhaftierten führten.

In den Vergleich der Leidenserfahrungen einbezogen wird gelegentlich auch das Wissen über medizinische Experimente. Hier wird zumeist eingeräumt, daß von den Greueln, die in den nationalsozialistischen KZs begangen wurden, nichts bekannt war: „Davon habe ich erst später erfahren“, sagte bspw. eine der Befragten. Eine Aussage, die sich in vielen Äußerungen wiederholte.²⁸ Die im Vergleich zum eigenen Erleben angeführten sowjetischen ‚Experimente‘ wurden oftmals erst im Nachhinein als solche wahrgenommen. Die berichteten Erlebnisse lassen sich in der Regel als – meist untaugliche – Versuche der sowjetischen Verwaltung erkennen, die schlimmsten Erkrankungen mit primitiven Mitteln zu bekämpfen. In diesem Zusammenhang wird von bewußt provozierten Ruhrepidemien durch verseuchtes Wasser erzählt oder berichtet, den Häftlingen wurde ein Sud aus Kiefernadelextrakten verabreicht. Diese Maßnahme läßt sich den Erfahrungen mit Skorbut und anderen Vitaminmangelkrankungen in den sowjetischen Lagern in Sibirien bzw. auch aus der Zeit der Blockade Leningrads zuordnen, in denen Kiefernadeln, die einen hohen Anteil Vitamin C haben, ausgekocht wurden, um so die schlimmsten Folgen des Vitaminmangels einzudämmen.

Nur eine untergeordnete Rolle spielen bei all diesen Vergleichen die besonderen Lebensbedingungen der Nachkriegszeit, die vielen Häftlingen durch ihre mehrere Jahre dauernde Haftzeit tatsächlich nicht bekannt waren. Die Speziallagerhäftlinge verbrachten bis auf wenige Ausnahmen ihre Haftzeit in totaler räumlicher und zeitlicher Isolierung vom Leben außerhalb der Lager. Sie durften weder Post, noch Zeitungen noch anderweitig Nachrichten aus dem Leben außerhalb des Lagers

²⁷ Beispiel Massenmorde durch Genickschuß Peter Burre. Vergasungsanlage und Hunde, Beispiel von Heinz Herrscher.

²⁸ Rosa Graf Februar 1997.

erhalten. Anders als im Falle der KZ, wo auf vielfältige Weise historisches Wissen verarbeitet wird, scheint es hier eine unsichtbare Barriere zu geben, die es nur schwer möglich macht, das eigene Leiden und die tägliche Hungererfahrung im Lager mit der außerhalb der Lager herrschenden Notlage in Beziehung zu setzen.²⁹ Diese Isoliertheit setzt sich zum Teil bis heute fort: Die in der SBZ geltenden Lebensmittelrationen und die Absenkung der Rationen im Winter 1946/47 erscheinen als gezielter Massenmordversuch. Krankheiten wie Tbc oder Ruhr werden vor allem auf die Lager bezogen und nur selten mit der auch außerhalb der Lager bestehenden allgemeinen Seuchengefahr in Beziehung gesehen. Die unzureichende Ausstattung mit medizinischem Gerät und Medikamenten im Lagerlazarett wird ausschließlich mit der Unfähigkeit und Gleichgültigkeit der sowjetischen Verwaltung begründet.

Im Vordergrund der Vergleiche stehen des weiteren die täglichen Lebensumstände im Lager. Während der grundsätzliche Charakter der Lagersysteme als gleichartig bezeichnet wird, zielen die Vergleiche der äußeren Lebensumstände in eine andere Richtung. Die aus den KZ vorgefundenen Bauten und Einrichtungen sind der Hintergrund, vor dem das Leben in den Speziallagern dargestellt wird. Bordell, Kino, Revier und Post werden besonders erwähnt. Diese Einrichtungen existierten im Speziallager nicht, was ihre spezifische Unterdrückungsqualität unterstreicht.³⁰

„Das Lager Sachsenhausen war in wohnlicher Hinsicht besser als das Vorherige [Weesow] eingerichtet. In den Baracken waren durchweg Holzbetten erstellt, allerdings auch in langen Reihen angeordnet und dreistöckig. Das Lager war unter dem Naziregime als KZ eingerichtet worden; die Russen übernahmen es und führten es demselben Zweck zu. Nur war in der damaligen Zeit die Unterbringung besser als zu unserer Zeit gewesen. Damals war für jeden ein Strohsack, Bettzeug und Schränke vorhanden. Das hatten wir alles nicht mehr, ebensowenig wie Kantine und Tagesräume.“³¹

Ein weiteres Feld der Vergleiche ist die medizinische Betreuung im Lager. Da fast jeder Häftling im Laufe seiner Haft mit dem Revier in Berührung kam bzw. dieses

²⁹ In einer weiterführenden Untersuchung sollten eventuelle Unterschiede beim Einbau von historischem Wissen durch Speziallagerhäftlinge, die nach ihrer Haft in der DDR bzw. der Bundesrepublik lebten, herausgearbeitet werden.

³⁰ Die Existenz von Bordellen war bis weit in die neunziger Jahre nicht öffentlich bekannt. Lutz Niethammer befaßte sich in seinem Buch „Der gesäuberte Antifaschismus“ u.a. mit diesem Thema. Interessant ist hier, daß die Aufnahme dieses Vergleichs erst mit der Veröffentlichung durch die Presse als Bild in den Interviews erscheint.

³¹ Bericht Peter Förster 1996.

sich durch die hohen Krankenstände erweiterte und schließlich über fast die Hälfte der Lagerausdehnung erstreckte, kann hier auf eigene Erfahrungen zurückgegriffen werden. Die im Revier des KZ aufgefundenen medizinischen Einrichtungsgegenstände, die verschiedenen Krankenstationen, die Ausstattung des Reviers mit Medikamenten aus der Zeit vor 1945 verfestigten bei vielen Speziallagerhäftlingen den Eindruck vom „Sanatorium Sachsenhausen“, eine Bezeichnung, die von KZ-Häftlingen der Anfangs- und Aufbauzeit der KZ geprägt wurde. In heute wiedergegebenen Erinnerungen an die Lagerzeit berichten Speziallagerhäftlinge bspw., sie hätten sich während der Wartezeiten beim Arzt über die Ausstattung des Reviers unterhalten und Rückschlüsse auf den medizinischen Standard, den die Häftlinge im KZ zur Verfügung hatten, gezogen.³² Unterstützt werden solche Auffassungen durch Vergleiche, die einige wenige Häftlinge zogen, die beide Lagertypen erlebten. Dabei wird in den meisten Berichten auf einen Arzt zurückgegriffen, der als Jude der nationalsozialistischen Verfolgung in verschiedenen Konzentrationslagern ausgesetzt war. Für Sachsenhausen hat eine Aussage dieses Häftlingsarztes für Betroffene fast unanfechtbaren Aussagewert erhalten. Nach seiner Haftentlassung, so berichten verschiedene Häftlinge, nahmen sie wieder Kontakt zu ihm auf. Sie baten ihn, eine eidesstattliche Erklärung über den Lageraufenthalt auszustellen, in der es heißt:

„Das Leben im Lager war hart, sehr hart: sowohl bis 1945 wie nach [1945] bis 1950. Jeder strebte danach, in ein Arbeitskommando eingeteilt zu werden, weil dadurch die Verpflegung etwas besser wurde. [...] Es herrschten infolgedessen unter den Sowjets von 1945–1950 viel mehr Infektionskrankheiten, vor allem die Tuberkulose breitete sich schnell aus. [...] Die Zahl der Toten war infolgedessen sehr hoch, Beerdigungen in Massengräbern, Kalkgräbern, ohne Kennzeichnung, ohne Benachrichtigung der Angehörigen. Zwar sind Vergleiche immer etwas relatives, eines ist aber sicher: der Aufenthalt in Sachsenhausen von 1945 bis 1950 unter den Sowjets war noch quälender und härter als unter dem Hitlerregime.“³³

Diese Feststellung erscheint inzwischen in vielen Interviews auf die Aussage reduziert, selbst ein jüdischer KZ-Häftling habe gesagt, im KZ sei es besser als im Speziallager gewesen.

³² Interview Rudi Wiesel vom 04.07.1997.

³³ Zitiert nach einer in der Gedenkstätte Sachsenhausen vorliegenden Kopie der Erklärung.

Um die schlechteren Haftbedingungen zu beschreiben, wird darauf verwiesen, daß KZ-Häftlinge Post und Pakete empfangen und einmal im Monat selbst schreiben durften, daß sie von ihren Angehörigen Besuche empfangen konnten, ihre Asche bei ihrem Tod per Urne verschickt wurde, während die Toten der Speziallager bis heute zum großen Teil namenlos sind, keinen Totenort haben und ihr Sterbedatum und die Umstände des Todes weitgehend unbekannt sind.

Eine weitere Form der Verwendung von historischem Wissen bei der Erinnerung an den Lageraufenthalt ist die Bezugnahme auf bestimmte, herausgehobene Mit-häftlinge. Hier lassen sich im wesentlichen drei Kategorien unterscheiden:

1. Prominente, hier im weitesten Sinne verstanden als künstlerisch-geistige Elite der NS-Zeit (zum Beispiel Gustav Gründgens, Heinrich George).
2. NS-Opfer, vor allem politische Häftlinge, und Juden sowie
3. Nationalsozialisten (Nazis) bzw. ‚Täter‘.

Während die ersten beiden Gruppen in den Interviews zumeist anhand von einzelnen Persönlichkeiten vorgestellt werden, erscheinen der Gruppe „Nazis“ zugehörige Personen nur selten als Einzelpersonen. Sie werden hingegen häufiger in Gruppenbeispiele eingebunden. Bei der Beschreibung der Zusammensetzung der Lagergesellschaft dominieren in den Interviews die ersten beiden Gruppen.

In vielen Interviews äußern sich die Befragten dazu, wie ihre Häftlingsgruppe wahrgenommen wird. Dabei setzen sie sich vor allem mit dem ihnen zugeschriebenen „Täter“-Bild auseinander. Wie andere Gruppen auch, streben Speziallagerhäftlinge vor allem danach, als Gruppe von ‚Opfern‘ und nicht als ‚Täter‘ akzeptiert zu werden. Dies äußert sich in den Interviews in der Form, daß der Verdacht, „Täter“ gewesen zu sein, von Beginn an ausgeräumt wird. In der Regel erfolgt dies durch die Distanzierung von anderen als ‚Tätern‘ eingestuften Häftlingen bzw. einer Distanzierung von der NS-Ideologie. In vielen Interviews wird angeführt, daß man sich von Hitler abgewandt habe, als man nach 1945 erfahren hatte, welche Verbrechen unter seiner Herrschaft verübt worden waren. Das Thema ‚Nazis‘ spielt in den Interviews meist nur eine untergeordnete Rolle und nimmt im Laufe der Jahre immer weniger Raum ein.

In einem Interview vom Beginn der neunziger Jahre hieß es:

„Und wie wir rein kamen, wir waren ja alles BDM und HJ [...] Und dann will es keiner gewesen sein. Und da schäme ich mich manchmal, ein Deutscher zu sein.“³⁴

Diese Einschätzung ist vor dem Hintergrund der im Umfeld der in Buchenwald und Sachsenhausen geführten Debatten um die Erarbeitung der Ausstellungen zu den sowjetischen Speziallagern in den Hintergrund getreten:

„Nazis waren bei uns kaum. Höchstens ein paar. Von allen 2000 Frauen waren nur 17 KZ-Aufseherinnen. Die wurden dann mal weggebracht, man wollte die in Osteuropa gegenüberstellen mit ehemaligen Häftlingen, und von denen sind bis auf zwei alle wieder zurückgekommen, weil die wurden nicht erkannt als welche, die sich in den Lagern was haben zu schulde kommen lassen. Nazis, das sind solche, die vielleicht jemand umgebracht haben. Also die gab's bei uns nicht.“³⁵

Des öfteren wird die Darstellung des eigenen Verhaltens bis 1945 in die Form einer Antwort – auf eine im Interview nicht gestellte – Frage gekleidet. Hintergrund hierfür ist oft die Beschreibung einer Verhörsituation, in der dem russischen Vernehmungsoffizier auf seine Frage nach der Zugehörigkeit zu einer nationalsozialistischen Organisation geantwortet wurde:

„Wieder wurde ein Protokoll aufgesetzt. Diesmal ging es darum: 1. dass ich HJ-Führer war, 2. die Werwolf-tätigkeit wollte er nicht ganz weglassen. Er fragte mich, warum ich im HJ gewesen bin, ich sagte, es wäre meine Jugend gewesen, ich wollte unter jungen Menschen sein. Wir haben einmal in der Woche einen Heimabend gemacht, [...] wir haben Fahrten gemacht und sehr viel Sport getrieben. Mir hat es gefallen, ich war glücklich dabei.“³⁶

Interessant an dieser Interviewpassage ist, daß hier keine ‚typische‘ Verhörsituation geschildert wird. Ist die Frage des Vernehmers noch denkbar, so scheint zumindest die in dieser Situation mit seinen extremen Begleitumständen gegebene Antwort eher auf eine andere Fragesituation zuzutreffen. Geantwortet wird hier

³⁴ Interview Rosa Graf 1/1993, III/A).

³⁵ Interview Rosa Graf vom September 1997.

³⁶ Bericht Rosa Graf vom 30.7.1990.

auf eine im Interview nicht gestellte Frage, die für viele Speziallagerhäftlinge dennoch bei allen Befragungen im Raum steht: ‚Wart Ihr Nazis?‘

In einem Interview aus dem Jahre 1993 äußerte Rosa Graf zum gleichen Thema folgendes:

„Ich bin so erzogen worden und für mich war Hitler kein Verbrecher. Ich habe das alles erst hinterher erfahren. Von den KZs all das habe ich erst erfahren, als ich beim Senat gearbeitet habe. Ich konnte mir das nicht vorstellen. Aber als ich gesehen habe, daß unsere Menschen genauso ausgesehen haben. Genauso mit den Knochen überall raus, da hat sich das nicht viel genommen. Außer den Vergasungen, die Vergasungen waren das einzige, das ist nicht passiert.“³⁷

Verhaftung und Verhöre wurden von den meisten gemäß ihren Erwartungen, die maßgeblich von der nationalsozialistischen Propaganda geprägt waren, erlebt: Die Vertreter der Roten Armee verhielten sich entsprechend ihrer Darstellung im Film „GPU“. Da man von den Russen nur Schlechtes erwartete, war die Enttäuschung über deren Verhalten weniger stark als über das der eigenen Landsleute. Das Verhalten der „eigenen Leute“ wird in zahlreichen Interviews als erstes Schockerlebnis der Haft thematisiert:

„Nur eins vergesse ich nicht, in einem kleinen Ort, den wir durchliefen, Wilmersdorf, dort wurden wir von den Dorfbewohnern angeschrien: „Ihr Nazischweine, ihr Kriegsverbrecher totschiessen müßte man euch.“ Sie haben ihre Nachttöpfe auf uns ausgeleert. Wir waren wie erschlagen, wir suchten Schutz bei den Russen. Das waren unsere Menschen. Leider bin ich nie einem Menschen aus Wilmersdorf begegnet. Die Bewohner von Wilmersdorf hatten doch nur Glück gehabt, sie hätten genauso wie wir in dem Zug sein können. Unsere Feinde mußten uns nun beschützen, vor unseren eigenen Leuten. Wie wandelbar ist der Mensch, vor ein paar Wochen jubelten sie noch Hitler zu und jetzt wollten sie den Russen zeigen, sie hätten damit nichts zu tun. So ist es heute, so wird es immer sein. Manchmal schäme ich mich ein Deutscher zu sein, das habe ich noch oft in meiner darauffolgenden Lagerhaft erleben müssen.“³⁸

Es sind vor allem jedoch zwei Personen, an denen sich die Erinnerung an die Haftzeit polarisiert. Diese beiden sind Heinrich George und Dr. Fritz Hensel: der

³⁷ Interview Rosa Graf 1/1993 II, A.

³⁸ Bericht Rosa Graf vom 30.7.1990.

eine ein bekannter deutscher Schauspieler, der andere ein jüdischer Arzt. Sie übernehmen in den meisten Berichten die Funktion, die Distanzierung vom Nationalsozialismus zu belegen. George steht für die Lösung von dieser Vergangenheit. Er verkörpert einerseits die Desillusionierung über die „eigenen Leute“ und die „deutsche“ Volksgemeinschaft. Festgemacht wird dies an den durch ihn im Lager genossenen vermeintlichen Privilegien, die ihm die sowjetische Seite nach Meinung der Lagergesellschaft gewährte. Er steht andererseits gleichermaßen stellvertretend für Nutznießer und Prominente des Nationalsozialismus, die ohne strafrechtlich „schuldig“ geworden zu sein, dennoch gut in ihm gelebt haben. Es scheint ein Trost für die anderen Mitgefangenen gewesen zu sein, daß so bekannte Schauspieler wie Gustav Gründgens und Heinrich George ebenfalls das Schicksal der „kleinen Leute“, die ihre Gefangenschaft als stellvertretend für das ganze deutsche Volk erlebten, teilten:

„Irgendwie hat es mich getröstet, daß er auch hier war und nicht nur wir kleinen Fische. Das hat mit Gehässigkeit oder Neid nichts zu tun. Nein es war eine kleine Genugtuung, daß es die großen auch nicht ausgelassen hatte.[...] Warum wird so ein Wind um George gemacht? Er war einer von vielen Häftlingen. Und außerdem soll er gar kein so guter Kamerad gewesen sein. Seinen Schrank verschloß er mit einem besonderen Schloß, seine zusätzlichen Brotrationen gab er nur sehr ungern ab und ließ sie manchmal lieber verschimmeln.“³⁹

Hensel seinerseits verkörpert die Abwendung vom Antisemitismus der Hitler-Zeit und steht damit auch als Beleg für die Bewältigung der eigenen NS-Vergangenheit. Er wird in seiner Funktion als Arzt und Jude von Beginn an erwähnt. In den ersten Interviews der Jahre 1990 – 1993 wird er als ein Arzt neben anderen vorgestellt.⁴⁰ Da Ärzte in allen Lagern eine hohe Bekanntheit erreichen, ist es nicht verwunderlich, daß auch der Name Hensel als einer der Ärzte erinnert wird. Im Laufe der Zeit entwickelt er sich über verschiedene Interviews und Berichte hinweg zu einem Kronzeugen für das Leiden der Häftlinge. Im Verlaufe der Interviews gewinnt seine Person zunehmend an Raum in der Lager-, Lebens- und zum Teil sogar in der Familiengeschichte einzelner Häftlinge. Während er in den ersten Berichten

³⁹ Bericht Rosa Graf vom 30.7.1990.

⁴⁰ Kennzeichnend ist hier, daß in den Jahren 1990 bis 1993 – als noch keine russischen Akten und Häftlingslisten zugänglich waren – an den Gedenkstätten und in den Lagerarbeitsgemeinschaften ehemaliger Häftlinge Listen mit Namen angefertigt wurden, um auf diesem Wege Aufschluß über die in den sowjetischen Lagern gefangenen und verstorbenen Häftlinge zu erhalten und zur Schicksalsklärung beizutragen.

lediglich als einer neben anderen Ärzten erwähnt wird, füllt sich seine Geschichte in den Berichten der späteren Jahre zunehmend mit Leben und Details.

Die Aktenlage zu Dr. Hensel

Die aus den sowjetischen Unterlagen⁴¹ zu rekonstruierende Geschichte zur Person von Dr. Hensel lautet folgendermaßen: Dr. Hensel wurde 1894 in Berlin geboren. Er studierte Medizin und eröffnete nach dem Studium eine Augenarztpraxis in der Frankfurter Allee, die er zwischen 1920 und 1938 betrieb. Politisch betätigte er sich bei der Demokratischen Partei und unterstützte Theodor Heuss und Ludwig Haas. Nach den Praxisverboten für jüdische Ärzte in Deutschland ging er 1938 als Augenarzt in die Poliklinik von Adass Jisroel in der Linienstraße, wo er bis 1941 tätig war. Bis 1943 wirkte er im Krankenhaus der jüdischen Gemeinde in der Iranischen Straße als Leitender Augenarzt. Von dort wurde er im April 1943 mit seiner Mutter nach Theresienstadt deportiert. Der weitere Weg von Dr. Hensel bleibt nun unbestätigt. Von Theresienstadt soll er nach Auschwitz und von dort nach Sachsenhausen gekommen sein. Aus den sowjetischen Akten geht hervor, daß er im Sommer 1946 als „KZ-Arzt“ verhaftet wurde, da er für die Selektion und Deportation von mehreren hundert jüdischen Kranken verantwortlich gewesen sei.⁴²

Seiner eigenen Schilderung zufolge kehrte Hensel nach Kriegsende nach Berlin zurück. Weil er es abgelehnt hatte, für die SMAD als Amtsarzt zu arbeiten und in die Kommunistische Partei einzutreten, sei er als Kapitalist verhaftet worden. Am 10. Juli 1946 kam er ins Lager Hohenschönhausen und von dort im November 1946 nach Sachsenhausen, wo er wiederum als Augenarzt tätig war.

Hensel scheint im Speziallager durch antisowjetische Äußerungen aufgefallen zu sein, denn in den sogenannten „Kommissionslisten“ von 1950 steht, daß er den deutschen Behörden nicht nur wegen seiner Tätigkeit als „KZ-Arzt“ sondern auch wegen seiner im Lager geäußerten antisowjetischen Einstellung übergeben worden

⁴¹ Ausgewertet wurden die Einträge im Lagerjournal und in den Überstellungslisten an die Behörden der DDR 1950.

⁴² Das jüdische Krankenhaus in Berlin wurde als KZ geführt und die dort tätigen Ärzte mußten die transportfähigen Kranken für Transporte in die KZs in Polen und Theresienstadt auswählen. Die Ärzte teilten über kurz oder lang das Schicksal ihrer Patienten. Siehe Rivka Elkin: Das Jüdische Krankenhaus in Berlin zwischen 1938 und 1945. Berlin 1993.

war.⁴³ Hensel wurde in Waldheim zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, aber 1952 zu fünf Jahren begnadigt. Wegen seiner bekannten, auch öffentlich geäußerten antikommunistischen Einstellung ließ ihn die Zuchthausleitung über zwölf Monate in Brandenburg in Einzelhaft. Am 16.2.1955 wurde er entlassen. Nach seiner Entlassung ließ er sich in West-Berlin als Augenarzt nieder und zog wenige Jahre später nach Bayern, wo er 1970 starb.

Die Lagerüberlieferung

Die aus Interviews und Zeitzeugenberichten gespeiste Lagerüberlieferung zu Dr. Hensel besagt, daß er jüdischer Häftlingsarzt im KZ war. Als das Lager 1945 aufgelöst wurde, sei er aus medizinischem Ethos bei kranken, jüdischen Häftlingen geblieben. Auf diese Weise habe er zusammen mit den Kranken die Ankunft der ersten Speziallagerhäftlinge im August 1945 erlebt. Nur wenige Wochen später sei er selbst Häftling des Lagers geworden. Der Überlieferung zufolge mußte er im Lager bleiben, weil er die neu angekommenen, nunmehr unter sowjetischer Aufsicht stehenden, Häftlinge gesehen hatte:

„Und dann sagte ich zu ihm: „Sie sind auch schon hier?“ und er sagte: Nee, immer noch. Aber wir sind frei. Ich fragte, wie er das meinte. Und er sagte, na wir gehören nicht mehr zum Lager. Es waren 192 Personen, nicht nur Juden, es war gemischt. Und verschiedene, die früher schon da waren, die waren im Lager geblieben, um ihre kranken Kameraden zu pflegen. Das war - nehme ich an - ehemaliges Revierpersonal. Ja, sagte er, wir pöppeln sie auf und sie kommen dann nach Hause. Und er gab mir dann noch - und das war für mich wie im Paradies - eine doppelte Kuhle Brot. Und ich ging dann wieder zurück. Er erklärte mir, wo ich hin mußte. [...] Vielleicht vierzehn Tage später, da hatte sich das dann schon organisiert, also wir hatten eine Batallionsführerin, jedenfalls wir hatten nichts zu tun und wir schlenderten so rum, und also nach vierzehn Tagen ging ich wieder ins Revier, und da kam ich wieder zu Dr. Hensel [...] Na, Herr Doktor, sagte ich, Sie sind ja immer noch da, [...] Und dann sagte er noch, ich bin jetzt übrigens auch Häftling, genau wie ihr. Ach, wieso denn das, sagte ich. Ja, es war wohl ein Fehler, daß wir Euch gesehen haben, sagte er zu mir, und da sind wir wohl gleich übernommen worden. Aber Sie sind doch aus dem

⁴³ In späteren Lebensdarstellungen Hensels geht dieser auf die Zeit bis 1945 nicht mehr ein. Auch seine Verhaftung und seine neun Jahre dauernde Haft begründet er ausschließlich mit seiner antikommunistischen Einstellung.

vorherigen KZ, sagte ich. Ja, sagt er, da war ich Häftling und jetzt bin ich auch wieder Häftling.[...]“⁴⁴

Die Begründung, er habe die neuen Häftlinge gesehen und habe deshalb im Lager bleiben müssen, entspricht den Berichten über die Willkür der neuen Besatzer bei Verhaftungen und korreliert mit dem für die DDR typischen Schweigegebot. Daß die sowjetischen Lager zwischen 1945 und 1950 zum Teil in der Presse behandelt wurden und 1945/46 auch Angehörige der Häftlinge vor dem Lagertor ausharrten, um auf ausrückende Arbeitskommandos zu warten und Nachrichten von Verhafteten zu erhalten, scheint in Vergessenheit geraten zu sein. Daß die neue Besatzungsmacht ehemalige Opfer erneut inhaftiert, setzt sie gleich mehrfach ins Unrecht und entwertet ihr Handeln in jeder Hinsicht. Hier wird auch im Unterschied zu an anderen Stellen in den Interviews angeführten Berichten, im Lager würde über Hafthintergründe nicht geredet – nicht unüblich war das Zulegen von Pseudonymen, Künstlernamen –, weil die einen fürchteten, ihnen könne eine Verstrickung ins NS-System zur Last gelegt werden und andere Angst vor Spitzeln und Denunzianten hatten, verwundert die Offenherzigkeit von Dr. Hensel. Nach Schilderungen in anderen Interviews, lief er damit Gefahr seine Freilassung zu gefährden. Dies trat offensichtlich auch ein, denn in den sowjetischen Registraturunterlagen wird auf seine antikommunistische und antisowjetische Haltung im Lager verwiesen. Er wird nach Auflösung der Lager nach Waldheim gebracht und dort verurteilt. „Denn man konnte ja keinem im Lager trauen, im Grunde genommen nicht mal der besten Freundin, wenn man so will.“⁴⁵ An anderer Stelle äußert Rosa Graf, daß das Reden über die Verhältnisse im Lager draußen möglich war, „denn die, die entlassen wurden, die haben ja doch gesprochen“⁴⁶, womit die Begründung für den angeblichen Verbleib Hensels im Lager vom gleichen Interviewpartner in Frage gestellt wird.

Im Lager selbst rankten sich um ihn die verschiedensten Gerüchte: Einerseits schien es fast unvorstellbar, daß ein Jude nun wieder Häftling war, andererseits unterstützte dies die eigene Wahrnehmung als ‚Opfer‘ unerklärlicher Zeitumstände. Die Gerüchte zu Dr. Hensel reichen in den Interviews von ‚Kollaboration‘ mit dem nationalsozialistischen Regime bis dahin, er habe als Leibarzt Hitlers und anderer bis 1945 ohne Probleme in Berlin eine Praxis betrieben. Hierfür wird auch der Eintrag seines Namens in einem Telefonbuch aus dem Jahre 1941 herangezogen,

⁴⁴ Bericht Rosa Graf vom Februar 1997.

⁴⁵ Interview Rosa Graf 12/1992, IIb.

⁴⁶ Interview Rosa Graf 1/1993.

gen, das jedoch als Fälschung angesehen werden muß.⁴⁷ Von der Existenz eines jüdischen Krankenhauses in Berlin weiß offensichtlich kaum einer der ehemaligen Häftlinge etwas. Auch wird dies nicht in einen Zusammenhang mit seinem Verbleib noch in den vierziger Jahren in Berlin gebracht. Als weitere Begründungen für seinen relativ lange dauernden Verbleib in Berlin wird ihm die Heirat mit einer „Arierin“ zugeschrieben oder er wird als SS-Arzt bezeichnet, der 1945 die Blutgruppenzeichen entfernt habe und deshalb von den „Russen“ verhaftet wurde. Die darüber hinaus bekannten Gerüchte über einen anderen Hafthintergrund – SS-Arzt, Kollaboration – waren auch der Interviewpartnerin bekannt:

„Frage: Aber zu ihm gibt es ja noch andere Geschichten...“

LB: „Ja, ja, das habe ich schon gehört, er soll wohl ein großer Naziarzt gewesen, sehr berühmt, alle Nazigrößen sind zu ihm gegangen, weil er so eine Koryphäe war und dann hat er wohl auch noch das Blutgruppenzeichen weggemacht, später dann.“⁴⁸

Belegbare Tatsachen sind über Dr. Hensel unter den ehemaligen Häftlingen kaum bekannt. Gerade deshalb scheint er sich gut für Projektionen zu eignen. Hier spielen möglicherweise die Erfahrungen mit dem „Wilmersdorfer Zug“ und dem Verhalten der „eigenen Leute“ eine Rolle. Aufgrund der Sozialisation im Nationalsozialismus, über den viele Zeitzeugen betonen, sie hätten ihn erst nach dem Bekanntwerden der Greuel nach 1945 als verbrecherisch erkannt, scheint es keineswegs natürlich, daß bereits kurze Zeit nach der Verhaftung 1945 – also zu einem sehr frühen Zeitpunkt schon – ein Jude als Vertrauensperson anerkannt wurde.

Zusammenfassung

An den Interviews läßt sich anschaulich der über Jahre andauernde Prozeß der Verarbeitung nachvollziehen, bei dem Erfahrungen und Erlebnissen mit neu erworbenem historischen Wissen zusammenwirken. Dabei hat der Einbau von historischen Kenntnissen in die Lebensgeschichte im Prozeß der Verarbeitung der Lager- und Leidenserfahrungen eine wichtige Funktion. Er hilft, das eigene Schicksal

⁴⁷ Diese Telefonbücher sind über einen Vertrieb in der Schweiz zu bestellen und lassen sich bei genauem Hinschen unschwer als Fälschung erkennen. Unterschiedliche Schrifttypen weisen daraufhin, daß die verschiedenen Einträge offensichtlich aus den Telefonbüchern verschiedener Jahrgänge zusammengestellt wurden.

⁴⁸ Interview Rosa Graf 1997.

durch das Wissen um historische Zusammenhänge zu verstehen und im Vergleich mit anderen Schicksalen auch besser zu ertragen. Der Vergleich mit den besser erforschten Konzentrationslagern ermöglicht grundsätzlich die Einordnung des eigenen Schicksals in den Kontext der beiden herausragenden Gewaltssysteme dieses Jahrhunderts. Dadurch wird der Versuch unternommen, den Stellenwert des eigenen Schicksals genauer zu begreifen und anderen auch verständlich machen zu können. Spezifische Vergleiche, die sich auf Einrichtungen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern beziehen, sollen helfen, die spezifische Haftsituation in den Speziallagern deutlich zu beschreiben. Die enorme Belastung durch die völlige Isolierung von der Außenwelt und den Familien soll durch den Hinweis auf die Post- und Paketregelungen in den KZ unterstrichen werden. Auch der Vergleich mit den Totenzahlen beider Lagersysteme soll ein weiteres Kennzeichen der sowjetischen Lager unterstreichen helfen; die katastrophalen Hygiene- und Ernährungsverhältnisse, die innerhalb kürzester Zeit zu einem Massensterben unter den Häftlingen führten.

Hervorzuheben ist als ein bestimmendes Merkmal die in Mehrfach-Interviews festzustellende thematische Verdichtung: Was in den Schilderungen der Jahre 1990 noch als Erlebnis auf verschiedene Haftstationen aufgeteilt erinnert wird, konzentriert sich 1997 auf Sachsenhausen und wird auf Sachsenhausen bezogen erzählt. Es stellt sich die Frage, inwieweit die dem Interviewten bekannte Intention der Interviewführung – also in diesem Falle das Interesse der Gedenkstätte an der Haft in Sachsenhausen – dazu führt, daß die jeweils konkrete Interviewsituation, die Darstellung durch den Interviewten und in der Folge auch deren Erinnerung darauf abgestimmt wird. Letztlich bleibt die Frage zu beantworten, ob lebensgeschichtliche Interviews überhaupt außerhalb einer konkreten Interviewsituation verwend- und interpretierbar?

Deutlich sichtbar wird an diesem Beispiel die Gefahr, daß zwischen der wissenschaftlichen Beschäftigung sowie der Darstellung und den Zeitzeugenberichten ein selbstreferentieller Kreislauf entsteht, der einmal in Gang gesetzt, die Schwierigkeiten der Rekonstruktion von historischen Fakten allein mit der Methode der Oral History aufzeigt.⁴⁹ Es wäre allerdings eine übereilte und der Methode der Oral History nicht gerechtfertigte Folgerung, Aussagen von Zeitzeugen seien nicht glaubwürdig und würden bei der Suche nach Fakten und ‚historischer Wahrheit‘ wenig bringen. Lebensgeschichtliche Interviews können für die Gedenkstättenarbeit produktiv sein, wenn sie als ein subjektives Zeugnis und als Produkt einer oft

⁴⁹ Anzumerken ist, daß dieser Anspruch an Oral History von dieser weder als Theorie noch als Methode selbst erhoben wird noch erfüllt werden kann.

Jahrzehnte dauernden Erinnerungs-Arbeit begriffen werden. Notwendig ist hier, zwischen der ‚Zeitzeugenschaft‘ ehemaliger Häftlinge und der Darstellung ihrer Lebensgeschichte zu unterscheiden und diese zu trennen. Gleichzeitig macht dieses Beispiel deutlich, daß die dargebotenen Fakten durch andere Quellen gegengelesen werden müssen.

Zur pädagogischen Arbeit

Manfred Struck

Vermittelte Erfahrung – lebendige Geschichte

Die schulische Arbeit mit Zeitzeugen

Die Arbeit junger Menschen mit Zeitzeugen besitzt im Rahmen der schulischen und außerschulischen Geschichtsarbeit nicht immer den Stellenwert, der ihr zukommt. Aus diesem Grunde erscheint es notwendig, die Erfahrungen, die mit dieser Arbeitsform gemacht wurden, etwas näher zu untersuchen und nach Verbesserungen der Rahmenbedingungen zu fragen.

Dabei habe ich mich nicht an einer idealisierten sondern an der alltäglichen und häufigsten Arbeitsform, dem einmaligen biographischen Vortrag mit einem anschließenden Gespräch, orientiert. Die schulischen und außerschulischen Voraussetzungen für die Zeitzeugenarbeit bilden einen diese Gespräche bestimmenden Hintergrund, der eingangs, zumindest ansatzweise, angesprochen werden muß.

Neben allgemeineren Überlegungen werden die konkreten Erfahrungen exemplarisch einfließen, die im Rahmen einer zweijährigen Projektarbeit (1995 und 1996), in einer schulischen Zeitzeugenreihe im November 1996 im Raume Bonn sowie im Verlaufe einer Arbeit mit Zeitzeugen am Mozartgymnasium in Würzburg im April 1997 gesammelt werden konnten.

Die Würzburger Arbeit wurde von Herrn Dr. Hans Steidle initiiert, begleitet und ausgewertet. Ich bedanke mich bei Herrn Dr. Steidle für die Überlassung seiner Untersuchung. Speziell in den Abschnitten „Rahmenbedingungen der schulischen Geschichtsarbeit“, „Die Arbeit mit Zeitzeugen an Schulen“ und „Zeitzeugengespräche in der Erfahrung Jugendlicher“ werde ich mich auf die Würzburger Auswertungen stützen. Meine Erfahrungen in diesen Abschnitten decken sich mit denen von Herrn Dr. Steidle.

Ich bitte um Ihr Verständnis dafür, daß ich diese Übereinstimmungen in den Abschnitten nicht immer wieder angemerkt habe und statt dessen in dieser kurzen Einführung ausdrücklich darauf hinweise.

Schwierigkeiten von Jugendlichen in der Aufarbeitung der Zeit der NS-Diktatur

Im Rahmen einer schulischen und außerschulischen zweijährigen Projektarbeit des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“ in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung in den Jahren 1995 und 1996 haben wir im Kontakt mit Lehrern und Jugendlichen folgende Schwierigkeiten junger Menschen in der Auseinandersetzung mit der Zeit der NS-Diktatur, erarbeitet und in der praktischen Arbeit berücksichtigt:

- Die biographische Distanz zum Geschehen umfaßt mittlerweile mehrere Generationen mit der Konsequenz des Verlustes authentischer Gesprächspartner in der eigenen Familie.
- Die Dimension des Geschehens in seiner Gesamtheit entzieht sich dem Begreifen und Verstehen; die Zweifel bereiten Negierungsagitationen, u.a. der Holocaust-Leugnung, den Boden.
- Die widersprüchliche Haltung der Gesamtgesellschaft mit Tendenzen der historischen Relativierung und der Beendigung der Erinnerungsarbeit verunsichern junge Menschen bei der Erarbeitung einer eigenen Einschätzung.
- Die Agitation vieler Rechtsextremer, daß jede Erinnerungsarbeit das „Schuldgefühl“ junger Menschen zum Ziele habe, erschwert den Zugang zur Verantwortung vor der Geschichte.
- Häufig wird mit der Absicht, gegenwärtige Probleme mit dem Rechtsextremismus und Rassismus zu lösen, die Auseinandersetzung mit der Geschichte instrumentalisiert. Dabei wird oft nicht berücksichtigt, daß die Ursachen der Probleme in aktuellen gesellschaftlichen Prozessen, Fehlentwicklungen und Störungen liegen.
- Das sich wandelnde Lebensgefühl junger Menschen, welches zwischen Hedonismus und Zukunftsangst pendelt, läßt eigene und konstruktive Verantwortlichkeiten nur sehr schwer thematisieren.
- Aktionistische, kurzphasige Freizeit- und Mediengewohnheiten erschweren ein langfristiges und sorgfältiges Arbeiten.
- Infolge des Individualisierungsprozesses muß ein Trend zu Ersatzwerten (z.B. Stolz Deutscher zu sein), zu Stärkesymbolen (z.B. Ich muß mich durchsetzen) und zur Entsensibilisierung für Fragen der Gewalt und der realen Bedeutung provozierender Symbole und Handlungen beobachtet werden.
- Probleme der Schulen, das vermittelte Wissen um die NS-Zeit mit Empfindungen und akzeptierten Bezügen zu aktuellen Problemen zu verbinden, führen

häufig zu einem persönlich und sozial unverbindlichem Faktenwissen. (z.B. Ich bin gegen Hitler, aber Ausländer raus.)

Diese Schwierigkeiten und Blockaden ließen uns nach Kriterien und Prinzipien suchen, die in der Projektarbeit jungen Menschen helfen können, ihre Schwierigkeiten zu überwinden. Im Wesentlichen wurden die Arbeitsansätze der Projektarbeit in Abstimmung mit den Jugendlichen von folgenden Prinzipien bestimmt:

- Freiwilligkeit, eigene Definition der Ziele und Eigenverantwortung.
- Selbständigkeit und weitestgehend nur begleitetes Lernen und Arbeiten.
- Eigenes Suchen und Forschen, vornehmlich im vertrauten Umfeld.
- Sozialverbindliches Arbeiten in der Wir- und Ich-Form.
- Wechsel des Lernortes, Arbeit an authentischen Lernorten, z.B. den Gedenkstätten.
- Personalität der Arbeit und Auseinandersetzung mit authentischen Schicksalen.
- Handlungsorientierung und Anstreben eines Arbeitsergebnisses oder -produktes.

Die auf diese Weise entwickelten und praktizierten Arbeitsansätze wiesen eine große Vielfalt auf. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle näher auf die unterschiedlichen Arbeits- und Projektformen einzugehen. Den meisten Ansätzen war allerdings eines gemeinsam: Die Suche nach Authentizität und nachvollziehbaren Erfahrungen von Menschen, welche die Zeit des NS-Terrors miterlebt haben oder die Auseinandersetzung mit Spuren und Zeugnissen von Menschen und Familien, die der Vernichtung zum Opfer fielen. Immer, wenn sich die arbeitenden Gruppen mit persönlichen Erfahrungen und Zeugnissen auseinandersetzten, erhielt die Arbeit eine hohe Verbindlichkeit und Intensität.

Rahmenbedingungen der schulischen Geschichtsarbeit

Im Folgenden stütze ich mich hauptsächlich auf die Aussagen von Herrn Dr. Steidle bezüglich des Geschichtsunterrichtes in bayrischen Gymnasien. Intensive Arbeitskontakte zu Lehrerinnen und Lehrern in Nordrhein-Westfalen bestätigen diese Einschätzungen in einem hohen Maße.

Den normalen Geschichtsunterricht erfahren die Schülerinnen und Schüler vorrangig in Form von allgemeinen Fakten, Daten und Geschehnisabläufen. Der methodische und inhaltliche Umgang mit der jüngsten Geschichte orientiert sich oft an den Vermittlungsstrukturen zu anderen Geschichtsepochen, ohne die besondere

Brisanz und Wichtigkeit dieser Arbeit für junge Menschen sowie die besonderen Blockaden berücksichtigen zu können.

Die Vermittler dieser Daten und Fakten sind die Lehrerinnen und Lehrer, die sich dabei der Literatur und der Medien bedienen. Die Schülerinnen und Schüler sind in diesem Lernprozess zumeist passiv, die Mitarbeitsbereitschaft hemmende Einstellungen, falsches Vorwissen, allgemeine Skepsis und ein schnell auftauchendes Gefühl des Überdrusses können oft nicht aufgegriffen werden.

Das schulische Lernen im Geschichtsunterricht ist, von Ausnahmen abgesehen, nicht selbst- sondern fremdbestimmt. Die Lehrpersonen und der Lehrplan setzen die Stoffe und deren zeitliche Platzierung. Das eigene z.T. spontane Interesse, die motivierende Wirkung selbstgesteuerter Lernprozesse und die nicht immer lehrplangerechte schwankende Interessenlage können nur mit Schwierigkeiten berücksichtigt werden.

Der Erfolg des Lernens, d.h. in diesem Zusammenhang die Einprägung von meist äußerlichem Wissen, findet seinen Niederschlag in den Noten. Alternative Methoden, wie z.B. das Quellenstudium und die -interpretation, die projektorientierte Arbeit, die Spurensuche, die selbstgesteuerte Erarbeitung eines Ergebnisses, die Arbeit an authentischen Orten, wie z.B. den NS- und KZ-Gedenkstätten und die Auseinandersetzung mit authentischen Erfahrungen und Schicksalen bilden in unseren Schulformen die Ausnahme. Lehrerinnen und Lehrer, die sich diesen Arbeitsansätzen zuwenden, sehen sich sehr oft nicht nur objektiven Schwierigkeiten, wie z.B. der Finanzierung einer mehrtägigen Exkursion, sondern sehr schnell auch internen Schwierigkeiten infolge des Abstimmungsbedarfs mit dem Kollegium und der notenorientierten Zurückhaltung bei den Schülern gegenüber. So unterbleibt mancher angemessene Versuch, Resignation ist immer wieder zu überwinden und ein Bewertungsspiegel für die Leistungen der Schüler in diesen Projekten ist in der Benotung nicht zu erkennen. Schnell bleibt alles beim alten. Die Folge ist häufig ein von Unlust geprägter Geschichtsunterricht und ein in der Regel diffuses und persönlich nicht fundiertes historisches Faktenwissen, welches unserer Verantwortung vor der Geschichte und der Bewältigung gegenwärtig anstehender Probleme nicht gerecht wird.

Die Arbeit mit Zeitzeugen an Schulen

Wie im letzten Abschnitt beschrieben, bildet die Arbeit mit Zeitzeugen an unseren Schulen nach wie vor die Ausnahme. Die Begegnung mit Zeitzeugen stößt dabei auf zwei Probleme: die stofflichen und zeitlichen Strukturen der Schulen und das Finden und Gewinnen geeigneter Zeitzeugen.

Gleichwohl bieten die Schulen die besten und häufigsten Möglichkeiten für junge Menschen, historischen Zeitzeugen zu begegnen. Die organisatorischen Voraussetzungen und die Möglichkeiten für eine Vor- und Nacharbeit sind grundsätzlich gegeben. Trotz dieser positiven Möglichkeiten ist sehr oft zu beobachten, daß die Zeitzeugengespräche nicht in den laufenden Geschichtsunterricht integriert sind. Sie werden meist infolge eines konkreten Anlasses, zu einem Jahrestag oder der Anwesenheit ehemaliger jüdischer Mitbürger, organisiert. Das dann fehlende Vorwissen erschwert die Gespräche und die Nacharbeit ist oft genau so wenig plaziert wie das Gespräch selbst.

In vielen Arbeitszusammenhängen spielen die Gespräche mit Zeitzeugen trotz der vorstehenden negativen Erfahrungen mehr als eine nur isolierte Rolle:

- Im Rahmen von Projekten ergänzen Gespräche mit Zeitzeugen oder deren gezielte Befragung das Projektgeschehen, ein Stück Alltagsgeschichte wird transparent.
- In der intensiven Interviewarbeit mit Zeitzeugen können Zusammenhänge erfahren, aber auch persönliche Beziehungen zu den älteren Menschen aufgebaut werden.
- Nach entsprechender Vorbereitung können Zeitzeugen in themenzentrierten Gesprächen eine wichtige und hilfreiche Rolle spielen.
- Literarische Lesungen mit einem anschließenden Gespräch mit dem Autoren deuten auf fächerübergreifende Arbeitsformen hin.
- Zumeist bleibt es aber bei einem biographischen Referat des Zeitzeugen mit einem anschließenden moderierten Gruppengespräch.

Auch wenn das bisher Gesagte eine gewisse Kritik an der zuletzt genannten Gesprächsform deutlich werden lässt, so werde ich mich im Folgenden auf diese häufigste Form der Arbeit von jungen Menschen mit Zeitzeugen konzentrieren. Wie ich schon in der Einleitung angedeutet habe, ist mein Interesse, alltägliche Erfahrungen für die alltägliche Praxis aufzuarbeiten.

Ansprache und Gewinnung von Zeitzeugen

Viele Lehrerinnen und Lehrer, die eine Arbeit ihrer Schülerinnen und Schüler mit Zeitzeugen ermöglichen wollen, beklagen, daß sie nicht genügend Unterstützung beim Finden geeigneter Zeitzeugen erhalten. Diese Klage läßt auf einen geringen Kontakt zwischen den Schulen und den Gedenkstätten, Dokumentationszentren und

Initiativen schließen, die ihrerseits zumeist im Rahmen ihrer Aufgabenstellung den Kontakt zu Zeitzeugen pflegen.

Die Kontakte zu Zeitzeugen bedürfen, wie kaum eine andere Arbeit, eines langjährig erworbenen Vertrauens. Diese Vertrauensbasis hat das Bedürfnis dieser Einrichtungen und Vereinigungen zur Folge, ihre Zeitzeugen zu schützen und deren Vertrauen nicht zu enttäuschen.

Da die Zeitzeugen zumeist sehr alt und oft gesundheitlich beeinträchtigt sind, ist ihre Mobilität oft eingeschränkt. Hinzu kommen die unterschiedlichen Erlebnisverarbeitungen, die Scheu vor persönlichen Gruppenpräsentationen und die Angst vor schlechten Erfahrungen im Kontakt mit jungen Menschen. Schon die bisher benannten Faktoren lassen ahnen, wie groß das Vertrauen in den Initiator eines Zeitzeugengesprächs sein muß, damit es zustande kommen kann.

Es bleibt in der Regel nicht aus, daß der Zeitzeuge nur von einer Person seines Vertrauens gewonnen werden kann. Zumeist geht diese Bedingung so weit, daß ein Gespräch realisiert werden kann, wenn die Vertrauensperson den Zeitzeugen abholt und auch das Gespräch mit den jungen Menschen moderiert und begleitet.

Diesen Vertrauensschutz müssen alle Beteiligten respektieren und daraus den Schluß ziehen, daß nur eine intensive und vertrauensvolle Kommunikation zwischen Schulen, Gedenkstätten, Dokumentationszentren und Initiativen die gewünschten Gespräche möglich werden läßt.

Schülererwartungen an die Zeitzeugen

Im Folgenden werde ich grundsätzliche Erfahrungen anhand konkreter Beispiele verdeutlichen.

Infolge des oft gegebenen Jahrestagbezuges besteht bei vielen Initiatoren und Gruppen ein prioritäres Interesse, mit einem jüdischen Überlebenden des Holocaust zu sprechen. Da diese Verfolgtengruppe wie keine andere der Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten zum Opfer fiel, die Überlebenden sehr oft nach Israel oder in die USA auswanderten und bei hier wohnenden Überlebenden der Wunsch, in der Anonymität zu leben, aus begreiflichen Gründen dominiert, ist es besonders schwer, gesprächsbereite Zeitzeugen aus dieser Verfolgtengruppe zu finden.

Wenn die Initiatoren und ihre Partner übereinkommen, Zeitzeugen aus anderen Verfolgtengruppen (z.B. Sinti und Roma, politisch verfolgte Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Kommunisten, Homosexuelle, Verfolgte mit Widerstandserfahrung, Emigranten und Flüchtlinge) anzusprechen, so ist es nötig, daß die Grup-

pe auf diese Zeitzeugen vorbereitet wird, damit die Erwartungen nicht enttäuscht werden. Nicht jeder Zeitzeuge geht so souverän mit dieser möglichen Störung um wie Frau S., eine aus Österreich emigrierte Jüdin, die ihr Gespräch mit Bonner Schülern mit dem Satz „*Ich weiß nicht, ob mein kleines Schicksal Euren Erwartungen entsprechen wird*“ begann und im Gespräch aufgrund ihrer Persönlichkeit und ihres Nachkriegsengagements überzeugte.

Zumeist wird von den Jugendlichen eine ernste und etwas bedrückte Person erwartet. Daher ist oft eine gewisse Irritation nicht zu übersehen, wenn der Gesprächspartner diesem Bild nicht entspricht und z.B. ein mundartsprechender, lebensbejahender und humorvoller Mann ist. Solch ein Zeitzeuge ist Herr J., der in einer Bonner Schule über seine Jugend im Widerstand und seinen Beitrag, bedrohte Juden zu retten, sprach. Auf die Frage, wie es zu dem Namen „Edelweißpiraten“ gekommen sei, antwortete er: „*Das weiß der liebe Herjott. Die Edelweißpiraten, das sind die Nachfolger... Früher gab es den Zupfgeigenhansel, den Wandervogel, die Nerother, die Navajos, weiß der liebe Herjott wat alles. Und im Krieg wurde dat alles von den Nazis verboten...*“

Die Erwartungen der Schülerinnen und Schüler richten sich hauptsächlich auf die persönlichen Erfahrungen der Zeitzeugen. Immer dann, wenn der Zeitzeuge seine persönliche Biographie verlässt, um allgemein über die Zeit oder zeitlich korrespondierende Geschehnisse zu berichten, läßt die Spannung nach und das Interesse droht zu verflachen. So erging es Herrn B., einem nach Deutschland eingewanderten ukrainischen Juden, der als Kriegsgefangener, Ostarbeiter und Volksdeutscher sein Judentum verstecken musste. In einem Gespräch in St. Augustin ließ er nach relativ kurzen persönlichen Abschnitten lange allgemeine Schilderungen des Holocaust folgen. Drei Töchter von Widerstandskämpfern fühlten sich in einem Gespräch in Bonn verpflichtet, über die Taten der Eltern zu berichten, obwohl das Interesse der Jugendlichen spürbar an ihren eigenen Kindheits- und Jugenderinnerungen orientiert war. In diesem Falle gelang es der Moderatorin, das Gespräch in Richtung der Zuhörerbedürfnisse umzulenken.

Zeitzeugengespräche in der Erfahrung Jugendlicher

Im diesem Abschnitt beziehe ich mich ausschließlich auf die Untersuchung von Herrn Dr. Steidle vom Mozartgymnasium in Würzburg, der im April 1997 nach einer Reihe von Zeitzeugengesprächen eine Umfrage unter 148 Jugendlichen seiner Schule durchführte.

Die Schülerinnen und Schüler gewichteten sich statistisch wie folgt:

Teilnehmer:

148 Jugendliche davon 12,9% männlich und 87,1% weiblich

Alter:

15=5,4% 18=27,9%

16=32,4% 19=12,8%

17=20,9% 20=0,6%

Vorerfahrungen – z.T. Mehrfachnennungen

- Bisher noch keine Begegnungen mit Zeitzeugen 03,3%
- Bisher Begegnungen im laufenden Geschichtsunterricht 29,0%
- Bisher Begegnungen in besonderen Schulveranstaltungen 87,8%
- Bisher Begegnungen in außerschulischen Veranstaltungen 15,5%

Bewertung der Begegnung mit Zeitzeugen – Die Prozentzahlen weisen jeweils den Grad der Zustimmung (+) oder Ablehnung (-) der angebotenen These aus.

1. Begegnungen mit Zeitzeugen stellen eine gute Abwechslung zum normalen Geschichtsunterricht dar.

-2	-1	0	+1	+2
0,0%	0,0%	1,3%	16,9%	80,4%

2. Zeitzeugen sind lebendiger und unmittelbarer als der normale Geschichtsunterricht.

-2	-1	0	+1	+2
0,0%	0,0%	1,3%	29,7%	67,3%

3. Zeitzeugen sind glaubhafter und vermitteln eher geschichtliche Wahrheit als der normale Geschichtsunterricht.

-2	-1	0	+1	+2
1,3%	8,7%	20,2%	41,2%	26,3%

4. Zeitzeugen sind glaubhafter und vermitteln eher geschichtliche Wahrheit als die Berichterstattung und Information in den Medien.

-2	-1	0	+1	+2
0,0%	16,2%	22,9%	40,5%	17,5%

5. Durch die Begegnung mit Zeitzeugen lernt man mehr über die geschichtlichen Ereignisse und Zusammenhänge als im normalen Geschichtsunterricht.

-2	-1	0	+1	+2
2,7%	22,9%	20,2%	36,4%	17,5%

6. Zeitzeugen können sich in ihrer Erinnerung leicht irren.

-2	-1	0	+1	+2
18,2%	31,7%	32,4%	12,1%	3,3%

7. Die persönliche Begegnung mit Zeitzeugen hat mich bereichert.

-2	-1	0	+1	+2
1,3%	2,0%	6,7%	45,2%	42,5%

8. Die Begegnung mit Zeitzeugen sollte im Geschichtsunterricht öfters eingeplant werden.

-2	-1	0	+1	+2
0,0%	0,6%	2,7%	18,9%	76,3%

Zusammengefaßt kann der Befund der Umfrage wie folgt interpretiert werden:

- Zeitzeugengespräche bilden eine wünschenswerte Abwechslung zum Geschichtsunterricht, die häufiger eingeplant werden sollte. (Fragen 1 + 8)
- Zeitzeugen vermitteln persönlicher und unmittelbarer subjektive Geschichtserfahrungen, die auf der Ebene der persönlichen und alltäglichen Geschichte die Erfahrungen der Jugendlichen ansprechen. (Frage 2)
- Zeitzeugen berichten oft spannende und aufrüttelnde Erlebnisse und Geschichten, die lebendiger wirken, als der allgemeine Geschichtsunterricht.
- Zeitzeugen vermitteln den Wert der Authentizität und besitzen eine große Glaubwürdigkeit. Je älter die Schüler, je größer ist die kognitive Distanz. (Fragen 3 + 4)

- Zeitzeugenaussagen sind eine subjektive Rekonstruktion von Geschichte, enthalten gewollte und ungewollte Irrtümer. Trotzdem bilden sie eine vertrauenswürdige Quelle für Erinnerung und alltägliche Geschichte. (Frage 6)
- Höher als die kognitive Seite bewerten die Schülerinnen und Schüler die persönliche und emotionale Seite. Sie gewinnen ein besseres Verständnis von vergangenen individuellen Lebenswelten. Mit- und Einfühlen ermöglichen den Jugendlichen einen identifikatorischen Zugang zur als abstrakt empfundenen Geschichte. (Fragen 5 + 7)
- Zeitzeugen bieten Jugendlichen wegen ihrer verarbeiteten schrecklichen Erfahrungen, ihres Mutes und ihrer Offenheit Möglichkeiten zur Identifikation und zur Kommunikation zwischen den Generationen. Die Begegnungen wirken zumeist persönlich und ermutigend.

Persönliche Schwierigkeiten und Bedingungen von Zeitzeugen

In diesem Abschnitt will ich auf einige konkrete Erfahrungen mit Zeitzeugen eingehen, die auf mögliche persönliche Schwierigkeiten der Gesprächspartner mit ihren Auswirkungen auf die Gespräche aufmerksam machen können. Es liegt mir fern, Noten verteilen zu wollen. Gleichwohl bin ich aber der Meinung, daß diese möglichen Schwierigkeiten, sofern sie nicht berücksichtigt werden, manches Gespräch in seinem Verlauf und seiner Wirkung auf die jungen Menschen negativ beeinflussen können. Ich bin mir bewußt, daß ich in diesem Rahmen nur exemplarisch auf einige Schwierigkeiten hinweisen und deren Hintergründe nur ansatzweise ausleuchten kann.

Zeitzeugen sind nur in Ausnahmefällen redengewohnt. Die daraus resultierende Nervosität kann schon in den ersten Sätzen klimabestimmend sein. Die persönliche Vorstellung und eine angemessene Anmoderation durch die Begleitung kann helfen, diesen Gesprächsbeginn für den Zeitzeugen und die Gruppe angenehmer zu machen.

Paradoxiertweise korrespondiert die Neigung vieler Zeitzeugen, sich und ihr Leben nur durch große Gesprächsgruppen respektiert und gewürdigt zu sehen, mit ihrer Schwierigkeit, gerade vor größeren Gruppen frei zu sprechen. Da auch die Schulen sehr oft zu großen Gruppenbildungen neigen (siehe Jahrestagbezug) sollte schon im Vorfeld bei den Schulen und den Zeitzeugen für gesprächsintensive kleinere Gruppen geworben werden.

Zumeist nicht in der Person des Zeitzeugen, sondern in seiner Unvertrautheit mit der Situation, ist die häufige Neigung begründet, zuviel erzählen zu wollen. Dem

stehen in den Schulen die objektiven Bedingungen entgegen. Zweimal eine dreiviertel Stunde und dann kommt unausweichlich die Klingel. Erfahrungsgemäß hinterläßt ein Zeitzeugengespräch bei den Jugendlichen einen guten Eindruck, wenn eine ausreichende Zeit zum Gespräch zur Verfügung stand. Diese gilt es auf jeden Fall zu sichern. Konkret heißt dies, daß mit dem Zeitzeugen eine Berichtszeit von maximal 45 Minuten vereinbart und dann im Gespräch auch eingehalten werden muß. Es bietet sich an, diese Fragen im Zusammenhang mit anderen Punkten schon im Vorgespräch mit dem Zeitzeugen zu besprechen. Eine gute Kenntnis seiner Biographie und Verfolgungsgeschichte ist dabei eine unverzichtbare Voraussetzung für den Moderator, durch steuernde Fragen auch den Zeithaushalt zu berücksichtigen.

Schon im Abschnitt „Schülererwartungen an die Zeitzeugen“ ging ich auf die mögliche Neigung von Zeitzeugen ein, ihre Biographie lediglich als Aufhänger für allgemeine Erläuterungen zur NS-Zeit und zum Holocaust zu nutzen. Herr B. in St. Augustin führte kurz nach dem Einstieg in seine Verfolgungsgeschichte einen langen Monolog über den Antisemitismus vor und nach dem Kriege. Dieser Monolog konnte nur durch eine Intervention des Moderators gestoppt werden. Herr B.: „... nach dem Kriege spürte ich schon tausendfach den Antisemitismus, auch in der Sowjetunion. Die haben etwas von Hitler gelernt, leider. Es ist viel darüber zu sprechen, ich selbst wurde zweimal als Kosmopolit, ja so wurden wir genannt. Ich wurde von der Arbeit entlassen, aber das ist außerhalb unseres Themas, lassen wir das, evtl. ein anders mal...“. Moderator: „Gut. Die Kampfhandlungen zwischen den deutschen und ukrainischen Truppen begannen und Sie wurden dabei verwundet. Wie erging es Ihnen dann weiter?“ Herr B.: „Aha, gut, also ich wurde schwer verwundet ...“ Diese Intervention war nur möglich, weil der Moderator Herrn B., seine Verfolgungsgeschichte und seine Eigenart kannte und angemessen eingreifen konnte, ohne Herrn B. bloßzustellen.

Die berichteten Lebensphasen werden oft mit Einzelheiten, Namen und Zusammenhängen angereichert, die dem Zeitzeugen vertraut, den Jugendlichen aber nicht geläufig sind. Diese können das Verstehen und Begreifen erschweren. Herr G., ein als Widerstandskämpfer verfolgter Sozialdemokrat schilderte seinen illegalen Besuch beim Exilvorstand der SPD mit folgenden Worten: „... ich bekam dann Verbindung mit Prag, aber auch nicht mit der SOPADE, was die SPD war, sondern mit der sudetendeutschen Konsumgenossenschaft in Prag. (...) Dort wurde ich nicht freundlich aufgenommen. Er beschimpfte mich, daß wir in Deutschland zu schlapp gewesen wären. (...) Wir hätten mit dem Reichsbanner, das war eine Schutzorganisation der Weimarer Republik, den Kampf mit den Nazis aufnehmen müssen (...) Er erinnerte an den Schutzbund in Österreich. Ich weiß nicht, ob jemand etwas darüber gehört hat. (...) Die haben sich in Österreich gegenüber

dem Dollfuß-Regime, das war eine konservative Regierung, im Kampf gestellt ...“ Schon in diesem kurzen Beispiel sind vier Informationen enthalten, die der näheren Erläuterung bedurft hätten? SOPADE, sudetendeutsche Sozialdemokraten, Reichsbanner und Dollfuß-Regime.

Gerade wenn eine auf den Zeitzeugen bezogene Vorbereitung geleistet wurde, gibt es in der Erwartungshaltung der Jugendlichen Schwerpunkte des Interesses, die bedingt durch äußere Einflüsse oder die subjektive Gewichtung der Zeitzeugen nicht immer angesprochen und abgedeckt werden. So war Frau C., eine Jüdin, die im Versteck überlebt hatte, durch eine Erkältung so geschwächt, daß sie nach einem längeren Verweilen in ihrer Jugendzeit, die zentrale Phase ihrer Verfolgungsgeschichte fast vergaß? „... Wir dachten, wir sind befreit. Die Leute haben in der Straße all ihre versteckten Fahnen hervorgeholt und ich kam auch zum Erstauen der Straße runter. Ach ja, ich hatte mich ja versteckt. Und meine Eltern sind ja erst weggeholt. (Gemurmel mit dem Begleiter, danach Versuch, den Faden wieder aufzunehmen) Ja eben. Ich war also versteckt und mein Mann hat jedem gesagt, daß ich in einer anderen Stadt versteckt sei ...“.

Herr J., der über seine Zeit als jugendlicher Edelweißpirat berichtete, ging nur in einem Nebensatz auf seine Ehrung als Retter bedrohter Juden ein. Die Jugendlichen waren aufgrund einer schriftlichen Biographie gerade an dieser Lebensphase interessiert. Im Gespräch musste die Lehrerin nachfragen: „Sie haben nur in einem Nebensatz erwähnt, Sie seien in Jerusalem geehrt worden. Können Sie uns etwas darüber sagen?“ Herr J.: „Ja, das war so. Dieser Bomben-Hans aus Ehrenfeld, der als Krimineller dargestellt wird und seine ganzen Freunde (...) Von diesen Untergrund-Gruppen gab es viele (...) Viele Zwangsarbeiter haben sich abgesetzt und wurden versteckt. (...) Und dieser Bomben-Hans hat auch einmal Juden versteckt. Fünf an der Zahl. (...) Und ich war dabei. Ich bin zwar nicht der Initiator dessen gewesen, ich war damals erst 15 Jahre, aber ich war dabei.“ Im weiteren Gespräch ging er auf die Geschichte der Ehrung durch Yad Vashem ein, verband damit aber sein eigentliches Interesse, auf den Widerspruch zwischen seiner öffentlichen individuellen Ehrung in Israel und Deutschland und der weiterhin praktizierten offiziellen Kriminalisierung seiner Gruppe, unter der er sehr leidet, hinzuweisen. Die Edelweißpiraten werden nicht als Widerstandsgruppe anerkannt, sondern gerichtlich, gestützt auf Gestapo-Akten, als jugend-kriminelle Vereinigung bewertet.

Alleine die Tatsache, daß die Zeitzeugen zum Gespräch bereit sind, vermittelt den Jugendlichen einen Eindruck von der Verantwortung und dem Engagement der Zeitzeugen. Es ist zu fragen, ob es sinnvoll oder kontraproduktiv ist, dieses eigene Engagement im Gespräch besonders zu betonen. So flocht z.B. Herr B. in seine Ausführungen ein: „Eines meiner Ziele, warum ich nach Deutschland gegangen

bin, das ist eben, der neuen Generation die Wahrheit als Zeitzeuge, als Augenzeuge zu eröffnen.“ Frau C. drückte dies mit anderen Worten aus: „Ich erzähle schon zehn Jahre in Deutschland (...) und ich habe ein Buch geschrieben (...) und da habe ich mir gedacht, es ist wichtig, daß die Deutschen es lesen oder hören...“

Die Verarbeitung ihrer Verfolgungserfahrung kann und darf ich einem Zeitzeugen nicht vorschreiben. Im Gespräch mit jungen Menschen ist aber zu überlegen, ob mit spontanen Vorwürfen an die nicht anwesende ältere Generation, insbesondere an die Angehörigen der Jugendlichen, Akzeptanzmauern statt Verständnisbrücken aufgebaut werden. Die Chancen, die Jugendlichen zu erreichen, können so verschüttet werden. Frau C. sagte z.B. an die Adresse ihrer Gruppe: „...Dann kriegten wir ein neues Fach, das hieß Rassenkunde. Jetzt wollen mir die alten Leute doch schon seit zehn Jahren beweisen, daß sie das Fach nie gehabt hätten. Die sagen doch einfach, daß sie das Fach nie gehabt hätten. Das gehört zu dem Verdrängen. Also, den Großeltern von Euch, den müsst Ihr nicht alles glauben, was die Euch vorjammern. Aber wenn Ihr sie mal etwas fragt, dann werden sie böse...“ An anderer Stelle: „...Juden gehörten zu einer minderwertigen Rasse, sie waren Ungeziefer, was man zertreten musste. Fragt mal Eure Großeltern, die wissen das alle. Aber die wissen natürlich nichts mehr. (Unruhe bei der Gruppe) Ja, es gibt natürlich Ausnahmen, aber es sind leider die Ausnahmen...“

Genau entgegengesetzt verlaufen mögliche Irritationen, wenn Zeitzeugen z.T. dramatische und traurige Phasen ihrer Lebensgeschichte sachlich und ohne jede Vorwurfshaltung berichten. So fragte eine Schülerin Herrn M., einen Zeitzeugen, der die Konzentrationslager Theresienstadt, Auschwitz, Warschau und Dachau überlebte und im Holocaust bis auf seinen Bruder alle Angehörigen verlor: „Wie können Sie nach dem Erlebten so ohne Emotionen und ohne Vorwurf und Haß darüber sprechen?“ Herr M. antwortete darauf: „Ich habe das erst lernen müssen.“ und „Auf Haß kann man kein Leben aufbauen.“

Es ist verständlich, daß nicht jede Gesprächseinheit auf das Vorwissen der Gruppe abgestellt sein kann. Daher wird es immer wieder notwendig sein, Begriffe und Zusammenhänge zu erläutern. Dieses darf aber nie in Form eines Vorwurfes geschehen wie z.B. bei Herrn B., der auf die Bitte, den Begriff Pogrom zu erläutern unwirsch reagierte: „...Was ein Pogrom ist, wissen Sie nicht? Nein? ...“ oder an anderer Stelle: „...Der Krieg begann am 22. Juni, das wissen Sie, oder auch nicht? Am 22. Juni 1941, der Krieg mit Russland...“ oder an einer weiteren Stelle des Gespräches: „...Der Befehl kam an Heydrich. Habt Ihr den Namen gehört? Ja? Nein? Sie wissen nicht Bescheid? (...) Aber etwas müssen Sie doch wissen. Haben Sie eigentlich kein Interesse für diese Zeit?...“

Häufig treten bei Zeitzeugen Irritationen auf, wenn Jugendliche sich in längeren Vortragsphasen körperlich „lax“ verhalten und die Zeitzeugen dieses als ein Signal für Desinteresse oder Ablehnung bewerten. Auch hier bietet es sich an, diese mögliche Störung schon vor dem Gespräch mit dem Zeitzeugen zu thematisieren.

Jede Erinnerung ist konstruierte Geschichte. Unmittelbar Erlebtes, spätere Informationen und Einordnungen fließen ineinander. Bei kollektiven Erinnerungen spricht man gerne und zumeist abwertend von der Legendenbildung. Diese Legenden haben für den Verbreiter meist eine tröstliche oder rechtfertigende Funktion. Nicht immer sind Legenden vollständig aus der Luft gegriffen. So gibt es die Legende vom widerständigen Rheinland. Tatsächlich hat es die NSDAP im Rheinland schwerer gehabt Fuß zu fassen als in manch anderer Region Deutschlands. Nachdem dies gelungen war, hat sich allerdings der NS-Terror im Rheinland wenig von dem in anderen Landesteilen unterschieden. Der schon mehrfach zitierte Zeitzeuge J. griff in seinem Gespräch diese Legende auf: *„... Der Hitler ist auch mal in Köln gewesen. Und dann habe ich vorher mal in der Wochenschau gesehen, da war eine Großveranstaltung und da sprach Goebbels von 'unserem heißgeliebten Führer' und 'das Volk fällt in einen sinnlosen Taumel der Begeisterung'. Das muß man sich einmal vorstellen, diese Formulierung 'sinnloser Taumel der Begeisterung' und die waren alle verklärt und so. Und jetzt kommt der Hitler nach Köln. Gut, die Oma und ich natürlich hin und da, wo er vorbeikam, riesige Menschenmassen und dann kam denn sein Wagen und er mit seinem berühmten, was er immer machte. Vorne, da schrien ein paar 'Sieg Heil' aber das Große war ruhig. Und da hab ich gedacht, sinnloser Taumel der Begeisterung, da muß doch was nicht stimmen. Wie gesagt, hier waren der Hitler und die Nazis nicht sehr stark...“*

Weniger bei den Jugendlichen, sondern mehr bei den diesen Zeitzeugengesprächen ablehnend und skeptisch gegenüberstehenden Lehrern und Personen ist häufig der Vorwurf zu hören, Zeitzeugen würden sich historisch nicht genau genug und nicht richtig erinnern. Richtig ist, daß private Erinnerungen im Vordergrund stehen und die historischen Zusammenhänge und Einbettungen oft erst erarbeitet werden müssen. Dieses ist aber eine natürliche Dimension des Umganges mit der Erinnerung, die den Gesprächen nicht im Wege stehen und den Zeitzeugen nicht angelastet werden darf.

Zusammenfassung

Ich bitte um Ihr Verständnis, wenn die stichwortartige Zusammenfassung nicht alle Ihre Gesichtspunkte und Interessen abdeckt.

- Die Chancen für Zeitzeugengespräche werden immer geringer. Die vertrauensvolle Kooperation der mit Zeitzeugen arbeitenden Gruppen und Institutionen ist aus diesem Grunde besonders nötig.
- Die Gesprächsvorbereitung sollte für die Gruppen und die Zeitzeugen ausführlich und möglichst präzise sein.
- Das genaue Einpassen in den laufenden Geschichtsunterricht oder in ein Geschichtsprojekt steigert den Ertrag des Zeitzeugengesprächs.
- Die Gesprächsbereitschaft von Zeitzeugen beruht auf Vertrauen. Dieses muß respektiert und ernst genommen werden.
- Zeitzeugen dürfen menschlich, pädagogisch und historisch nicht idealisiert werden. Sie bedürfen der Unterstützung und Anleitung wie jeder andere Akteur auch.
- Zwischen den Zeitzeugen, den Begleitern und den Initiatoren müssen die Regeln und Ziele der Gruppengespräche abgestimmt werden.
- Persönliche Eigenheiten der Zeitzeugen haben ihren Hintergrund. Sie sind zu respektieren und nur im Ausnahmefall zu thematisieren.
- Der Zustimmungsgrad der Jugendlichen ist, verglichen mit anderen Arbeitsformen, sehr hoch. Diese Zustimmung gilt es zu nutzen.

Ich hoffe, ich konnte meiner Intention, Erfahrungen aus der Praxis für die Praxis anzubieten, gerecht werden.

Nicht ansprechen konnte ich die notwendigen Überlegungen, diesen authentischen Arbeitsansatz auch für die Zeit zu sichern, wenn uns die Zeitzeugen nicht mehr zur Verfügung stehen können.

Erste Gesprächs-Versuche mit der 'zweiten Generation' sind noch nicht eindeutig zu bewerten. Die Nutzung der neuen Technologien, d.h. in diesem Falle, die Vorführung aufgezeichneter Zeitzeugengespräche, befindet sich noch im Anfangsstadium. Die 'mittelbare' Arbeit mit persönlichen Hinterlassenschaften, Akten und Aufzeichnungen ist uns zwar schon lange vertraut, wird den unmittelbaren Kontakt mit einem authentischen Zeitzeugen aber wahrscheinlich nicht ersetzen können. Die wissenschaftliche und dokumentarische Aufzeichnungsarbeit der Zeitzeugenerfahrungen ist zwar respektabel und umfangreich. Dem Zugang zu den Aufzeichnun-

Manfred Struck

gen stehen aber für die Nutzung durch junge Menschen noch zu viele, allerdings begründete Einschränkungen entgegen. Unabhängig von ihrer späteren pädagogischen Umsetzung muß diese Dokumentation der Zeitzeugenerfahrungen verstärkt unterstützt und durchgeführt werden. Diese Arbeit hat einen eigenen, hohen Wert, der nicht vom Verwertungsinteresse bestimmt und evtl. verfälscht werden darf.

Alle diese Einschätzungen lassen mich zu einer abschließenden Wertung kommen:

Für die Arbeit von jungen Menschen mit Zeitzeugen innerhalb und außerhalb des Geschichtsunterrichtes gibt es gegenwärtig keine Alternative.